

d'Lëtzebuerger **Land**

RECHT



Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#25 65. Jahrgang 22. Juni 2018



5 453000 174663



4,00€

Deine Kinder mit Macht

Das neue Scheidungsrecht stellt das Wohl des Kindes in den Mittelpunkt. Ein Paradigmenwechsel, der vor allem Konservativen nicht schmeckt

Crise de croissance

L'industrie cinématographique boome, mais l'argent vient à manquer. Les producteurs se sentent abandonnés par la politique, les salariés ont peur d'être les dindons de la farce

Ein Recht auf Ruling

Vor dem Europäischen Gerichtshof kämpfte der Staat am Donnerstag dafür, dass der Fiat-Chrysler-Konzern 25 Millionen Steuern sparen darf

Foto: Sven Becker



Scheitert eine Ehe, laufen Kinder Gefahr, zum Spielball der Launen streitsüchtiger und frustrierter Erwachsener zu werden. Um das zu verhindern, stärkt der Gesetzgeber ihre Stellung vor Gericht

Eltern vor dem Kadi

Ines Kurschat

„Heute ist ein schlechter Tag für viele Familien und ihre Kinder in diesem Land.“ Mit diesen drastischen Worten begann Laurent Mosar, Abgeordneter der CSV und Mitglied des parlamentarischen Justizausschusses, am vergangenen Donnerstag seine Rede im Parlament. Thema: das neue Scheidungsrecht, das die DP-LSAP-Grüne Regierung an diesem Tag mit ihren und den Stimmen von *déi Lénk* verabschieden sollte.

Mosars Intervention vorausgegangen war ein Schlagabtausch zwischen CSV-Abgeordneten auf der einen und Mitgliedern der Koalition auf der anderen Seite, der sich schon länger abgezeichnet hatte: Monatelang war über die Scheidungsreform im zuständigen Ausschuss teils heftig gerungen worden. In den Spalten der meisten Zeitungen war über die Kontroverse nicht viel zu lesen gewesen, aber Anfang Juni hatten die Anwälte Mosar und Gilles Roth, beide von der CSV, im *Luxemburger Wort* gemeinsam unter dem Titel „Pragmatismus statt Ideologie“ die geplante Reform des Scheidungsrechts in einem ganzseitigen Artikel scharf kritisiert. Größter Stein des Anstoßes: die Abschaffung des geltenden Schuldprinzips und die antizipierten Folgen.

Jahrelanger Richtungsstreit

Insofern waren die mitunter hitzigen Wortwechsel zwischen Oppositions- und Regierungsbank sowie Mitgliedern der Mehrheitsparteien am Donnerstag nicht überraschend. Dabei war es ursprünglich ein CSV-Justizminister gewesen, der als erster einen Entwurf für die Abkehr vom Schuldprinzip hin zum Zerrüttungsprinzip formuliert und den Entwurf im Parlament hinterlegt hatte. Friedens Vorschlag verschwand jedoch rasch wieder in der Schublade, weil er zu viele Fragen aufwarf, aber auch weil sich die Konservativen innerhalb seiner Partei mit dem Paradigmenwechsel nicht anfreunden wollten. Der Richtungsstreit sollte sich weitere 15 Jahre hinziehen – und ist für die Christlich-Sozialen, das zeigte sich vergangene Woche, noch immer nicht vorbei.

Obwohl man prinzipiell für das Zerrüttungsprinzip sei, sei die „Gambia-Scheidung“ nichts anderes als „Zynismus pur“, schimpfte Gilles Roth in der *Chamber*. Künftig gibt es nur noch zwei Formen der Scheidung: die im Einvernehmen, wenn sich beide Ehepartner gütlich trennen – und die, wenn ein Zusammenleben nicht mehr möglich ist, weil das Verhältnis zwischen beiden Ehepartnern als

zerrüttet gilt. Ob der Bruch entstanden ist, weil sich eine/r neu verliebt hat, oder aus welchen Gründen auch immer, ist unerheblich. Es genügt, dass ein Partner nicht mehr mit dem anderen zusammen sein will. Komplett verschwunden aus der Scheidungsprozedur ist die Figur des fehlerhaften Verhaltens gleichwohl nicht: Gewalt, Missbrauch und andere Straftaten gegen den Partner haben Auswirkungen auf das Verfahren: Ein Ehemann der Frau oder Kinder belästigt oder schlägt, verwirkt sein Anrecht auf Unterhalt und andere Versorgungsleistungen. Allerdings, und das ist ein Problem, auf das CSV-Mann Gilles Roth zu Recht hinwies: Die Tatbestände müssen in (langwierigen) Verfahren vom Strafgericht festgestellt sein. Bis dahin bleibt die Unterhaltsfrage ungeklärt, Pech für das Opfer.

Die CSV hatte sich für die Beibehaltung des Schuldprinzips bei schwerem Fehlverhalten eingesetzt: Insbesondere bei eigenem Vermögen und Schenkungen sei es nicht zumutbar, dass der Partner, der diese in die Ehe eingebracht habe, sie im Zuge einer Scheidung teilen müsse. Doch weil die CSV zugleich an der „Wahlmöglichkeit“ zwischen dann zwei Formen der nicht-einvernehmlichen Scheidung festhält, bedeutet das am Ende nichts anderes als den Erhalt

Vorreiter Luxemburg: Dass Kinder das Gericht direkt anrufen können, gibt es sonst nirgendwo in der EU

des Schuldprinzips und dass das Ziel der Reform, das Scheidungsverfahren zu befrieden, konterkariert wird: Das Schuldprinzip hatte in der Vergangenheit oft dazu geführt, dass ein Partner dem anderen fehlerhaftes Tun nachweisen wollte und so die Trennung erst recht konfliktträchtig wurde. Ein Schuldspruch hatte tendenziell für Ehefrauen gravierendere Folgen als für den Mann, weil für sie damit oft der Entzug der finanziellen Lebensgrundlage verbunden war.

Geteiltes Sorgerecht wird zur Norm

Die CSV wetterte auch massiv gegen die Stärkung des Mitspracherechts sogenannter Scheidungskin-

der. Sie müssen bei Fragen, die das Sorge- oder das Aufenthaltsrecht betreffen, vom Gericht gehört werden. Das Sorgerecht regelt Rechte und Pflichten der Eltern, für ihr minderjähriges Kind zu sorgen. Das Aufenthaltsrecht kann davon unabhängig erteilt werden und regelt, wo das Kind nach der Scheidung lebt. Der neue Text sieht neben dem geteilten Sorgerecht für Eltern, egal ob verheiratet oder nicht, auch die Möglichkeit eines geteilten Aufenthaltsrechts vor: Demnach kann ein Kind sowohl bei dem einen als auch beim anderen Elternteil wohnen, etwa wenn es allwöchentlich zwischen den Wohnorten beider Eltern hin- und herwechselt. Solche Arrangements gibt es bereits, meistens wenn sich die Erwachsenen im Guten getrennt haben und ein guter Kontakt zwischen ihnen besteht: Der doppelte Wohnort, der Wechsel zwischen zwei Zuhause will organisiert sein und erfordert, dass beide Eltern sich das leisten können.

Es war Mosar, der mit seiner Initiative von 2006 Bewegung in die Sorgerechtsmisere bringen wollte: Obwohl das Verfassungsgericht bereits 1999 festgestellt hatte, die Praxis, das Sorgerecht bei unverheirateten Paaren allein der Mutter zuzusprechen, sei nicht mit dem Grundsatz des Schut-

Gegen Mutter oder Vater gerichtlich vorgehen? Das neue Scheidungsrecht stellt das Wohl des Kindes in den Mittelpunkt. Ein Paradigmenwechsel, der der CSV partout nicht schmeckt

zes der Familie vereinbar und daher verfassungswidrig, wurde die Ungerechtigkeit weder unter Schwarz-Blau noch unter Schwarz-Rot behoben.

Nun kommt das geteilte Sorgerecht für beide Eltern, das nicht absolut ist: Ist es für das Kindeswohl geboten, dass ein Elternteil des alleinige Sorgerecht hat, kann ein Gericht das Recht in Ausnahmefällen einer Seite zusprechen. Das ist vor allem bei konfliktträchtigen Trennungen der Fall, bei einem gewalttätigen Partner oder wenn das Kind aus anderen Gründen besser bei einem Elternteil aufgehoben ist. Mit der Reform stärkt der Gesetzgeber das übergeordnete Kindeswohl als Leitmotiv im Verfahren: Das Leben des Kindes soll trotz Scheidung so sicher wie möglich gestaltet werden, bei Divergenzen soll es das mit der Reform ebenfalls neu geschaffene Familiengericht direkt anrufen können; die Eltern werden darüber informiert, können es aber nicht verhindern.

Wenn Kinder klagen

Dass Kinder im Rahmen von Scheidungsverfahren Stellung nehmen, ist nicht neu: Das geht auch nach geltendem Recht, wo es im Ermessen des Richters liegt, ob ein Kinderanwalt hinzugezogen wird oder nicht. „Wir werden dann gerufen, wenn die Situation zwischen den Erwachsenen sehr verfahren ist und wenn sich der Richter ein Bild über die Lage des Kindes bilden will“, beschreibt Deidre Du Bois, Spezialistin im Familienrecht und Kinderanwältin, ihre Rolle. „Der Kinderanwalt soll die Interessen des Kindes herausfinden und vertreten, und dem Gericht helfen, im Sinne des Kindeswohls zu urteilen.“ In der Praxis scheint sich der gesetzliche Vertreter für Kinder bewährt zu haben; eine unabhängige Auswertung fehlt jedoch und das Ombudskomitee für d'Rechter vum Kand (ORK) weiß auch von Beschwerden über Kinderanwälte: „Mal wird dem Wort des Kindes trotzdem wenig Gewicht beigemessen. Auch kommt es vor, dass Kinder sich beschweren, ihr Anwalt tausche sich zu viel mit einem Elternteil aus“, erzählt ORK-Leiter René Schlechter. Die Mission des Kindesanwalts ist nicht immer eindeutig: Einerseits soll er oder sie die Interessen des Kindes vertreten, andererseits dem Gericht helfen, das übergeordnete Kindeswohl zu erkennen.

„Ich erkläre Kindern den Unterschied so: Sie können mir sagen, dass sie nicht mehr zur Schule gehen wollen. Das werde ich dem Gericht eins zu eins mitteilen. Gleichzeitig werde ich selbstverständlich nicht empfehlen, dass sie nicht mehr in die Schule gehen, schließlich ist Bildung wichtig für ihr weiteres Leben“, sagt Deidre Du Bois. Die Balance zu halten, Sprachrohr für die Bedürfnisse, Interessen und Wünsche des Kindes zu sein einerseits und das übergeordnete Wohl des Kindes im Blick zu haben andererseits, sei nicht einfach, verlange „Einfühlungsvermögen und Fingerspitzengefühl“ – und ist unter Juristen zudem umstritten. Klassisch vertritt der Rechtsanwalt die Interessen seines Mandaten und hat darüberhinaus kein übergeordnetes Ziel. Auch hinsichtlich des Berufsgeheimnisses stellt das Kindeswohl eine Gratwanderung dar: Um es zu ermitteln, sind nicht selten Gespräche mit Protagonisten aus dem Lebensumfeld des Kindes notwendig, etwa der Klassenlehrerin oder der Psychologin.

Kindeswillen ungleich Kindeswohl

„Es wäre gut, wenn der Richter vorab klären würde, ob der Kinderanwalt in erster Linie die Interessen des Kindes verteidigen oder das Wohl ermitteln helfen soll“, findet René Schlechter. Das ORK fordert einen Berufskodex, der Leitprinzipien festhält, wie das Gespräch auf Augenhöhe. Immerhin hat die Rechtsanwaltskammer die Weiterbildungen für Kinderanwälte nicht nur professionalisiert, sondern zu einem regelmäßigen Angebot in ihrem Weiterbildungsprogramm aufgebaut.

Das Ministerkomitee des Europarats hatte auf seiner Sitzung am 17. November 2010 Leitlinien für eine kindgerechte Justiz beschlossen. In Anlehnung an die Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen, wonach Kinder das Recht haben, in Angelegenheiten, die sie betreffen, ihre Meinung zu äußern und gehört zu werden, heißt es dort: „Kinder sollten als vollwertige Rechtsträger angesehen werden und wie solche behandelt werden. Sie sollten befugt sein, alle ihre Rechte auf eine Weise auszuüben, die ihre Fähigkeit berücksichtigt, sich eine eigene Meinung zu bilden.“ Und weiter: „Als Rechtsträger sollten Kinder Rechtsmittel einlegen können, um ihre Rechte wirksam ausüben oder auf eine Verletzung ihrer Rechte reagieren zu können.“

Für die CSV ist diese Aufwertung der Kinder im Scheidungsrecht gleichwohl ein absolutes *No-Go* und ein Garant dafür, dass Konflikte innerhalb von Familien und zwischen Ehepartnern nicht abnehmen, sondern sich noch zuspitzen. So würden Kinder mehr als bisher der „Gefahr der Manipulation“ ausgesetzt, warnte Mosar eindringlich, der sich auf ein Gutachten des Conseil de l'ordre des avocats du barreau du Luxembourg berief. Die Anwälte hatten davor gewarnt, so würden Kinder Partei im Scheidungsverfahren ergreifen. Auch mancher Kinderan-

Kinder aus der „Passivität“ heraus-holen und „Akteure“ werden lassen in Angelegenheiten, die sie direkt betreffen. Das ist erklärtes Ziel des neuen Mechanismus

walt macht sich Sorgen, Eltern könnten versuchen, Kinder zu beeinflussen. „Bisher habe ich den Kindern immer gesagt: Es ist nicht Deine Verantwortung, es ist ein Streit zwischen den Erwachsenen.“ Mit der Möglichkeit, selbst klagen zu können, würden die Minderjährigen „zum Akteur“, so Du Bois, die auf die Schwierigkeit hinweist, zu bestimmen, wann Kinder urteilsfähig sind. „Ich hatte Kinder, die hatten mit acht eine erstaunliche Reife und Einsicht in das Geschehen um sie herum. Andere sind auch im Teenageralter komplett überfordert.“ Das neue Scheidungsrecht sieht keine Altersangabe vor, im Zweifelsfall entscheidet das Gericht.

Es sei wichtig, „que l'avis du mineur compte et que ses doléances sont prises au sérieux“, hatte das ORK in seinem Gutachten zur Reform geschrieben. Aber zugleich gewarnt: „Mais il faut aussi éviter le risque de pression ou manipulation exercées sur l'enfant pour qu'il aborde dans le sens de l'un ou de l'autre de ses parents. L'enfant en ayant la possibilité de saisir un juge, n'est pas à l'abri du risque de devenir une partie et d'être exposé a plus de pression encore“. Fabienne Gillen, Rechtsberaterin des ORK, sieht die neue Regelung positiv: „Das ist eine neue Qualität der Partizipation, die es bisher so nicht gab“, so die Juristin, für die die Möglichkeit für Kinder, das Gericht direkt anzurufen, „logische Konsequenz“ der UN-Kinderrechtskonvention sei, das Mitspracherecht von Kindern zu fördern.

Gefordert hatten das Recht, das Gericht direkt anzurufen, aber weder der ORK noch die Kinderanwälte: Die Initiative ging offenbar von der Arbeitsgruppe „Séparation et divorce au Luxembourg“ aus, ein Zusammenschluss von Professi-

onellen, die Familien bei Scheidungen beraten, darunter Richter, Anwälte, Sozialpädagogen, Vertreter der Gerichtshilfe sowie Mediatoren, der ein eigenes Gutachten zur Reform vorgelegt hatte. Das ORK war eigenen Aussagen zufolge nur zu Beginn in der Arbeitsgruppe dabei, führende Kinderanwälte fehlten. Böse Zungen behaupten, die Gruppe sei im Wesentlichen vom Justizministerium gesteuert gewesen.

Im Widerspruch

Dass der Gesetzgeber die Position des Kindes im Scheidungsverfahren stärken will, bestätigte Justizminister Félix Braz bei seiner Rede – jedoch ausdrücklich nicht gegen die Eltern, sondern „für ihre Rechte“. Es gehe darum, dass Kinder „aus der Passivität herauskommen und Akteure werden“ in Sachen, die sie persönlich betreffen, so Braz. Das sei „definitiv“ bei Scheidungsverfahren gegeben. Kinder bekämen die „Möglichkeit für ihre Rechte vorzugehen“. Im Mittelpunkt stehe stets das übergeordnete Interesse des Kindes.

Auch Mosar hatte behauptet, so stand es im *Wort*-Artikel, „das Kind muss immer an erster Stelle stehen.“ Es war eine CSV-LSAP-Regierung und eine christlich-soziale Familienministerin, unter deren Führung das ORK ins Leben gerufen wurde. Es sind langjährige CSV-Mitglieder, die sich seit Jahren dafür einsetzen, die Rechte von Eltern und Familien zu stärken. So wie es mit der Verfassungsrevision geschehen soll, die in Artikel 38 die Stärkung des Kindesinteresses ausdrücklich vorsieht und den Staat als Wächter darüber einsetzt, dass Kinder ihre Meinung gemäß ihres Alters und Urteilsvermögens äußern können. Die Vorarbeiten und den entsprechenden Abschlussbericht hatte die CSV unterstützt. Er gebe ihnen jetzt die Gelegenheit, den Grundsatz konkret in einem Gesetz umzusetzen, sagte Braz dem Parlament.

Davon will die CSV indes nichts mehr wissen. Das Scheidungsgesetz werde eines des ersten sein, das eine neue Regierung abändern werde, drohte Laurent Mosar am Donnerstag empört. Seine Partei werde dem nie und nimmer zustimmen. Womöglich geht es dem *No-Go* wie anderen roten Linien: Wenn es dienlich ist, werden sie irgendwann doch der Parteiräson geopfert. Schon am Mittwoch sagte Spitzenkandidat Claude Wiseler in einem Interview mit *Radio 100,7* über politische Erbschaften, die Regierung reiche „heiße Kartoffeln weiter“. Gemeint war das Abkommen mit der Staatsbeamtengewerkschaft CGFP, das Innenminister Dan Kersch (LSAP) am Vortag überraschend unterzeichnet hatte und das vorsieht, die Anfangsgehälter im Staatsdienst anzuheben und den *Stage* von drei auf zwei Jahre zu

verkürzen. Obwohl sie es war, die die Sparmaßnahmen durchgesetzt hatte, ist die CSV bereit, den Salto rückwärts mitzutragen: Eine Regierung werde „diese Vereinbarung von der heutigen er-

ben und wird diese Erbe respektieren“, versprach Wiseler. Aber da geht es auch um wichtige Wählerstimmen. Und nicht um die Stimmen von Kindern und Jugendlichen, die eh nicht wählen.

Kommentar: Paternalistische Logik

Die CSV kann nicht raus aus ihrer Haut. Dass sie keine komplette Abkehr vom Schuldprinzip will, ist insofern konsequent, als die Christlich-Sozialen die Ehe immer schon als eine mehr oder weniger heilige Gemeinschaft gesehen haben, die auf christlich-katholischen Werte wie der Treue und der Familie beruhe. Wer verheiratet ist, aber nicht gemäß den moralischen Vorstellungen lebt, ist im Fehler. Entsprechend verwirkt er oder sie Rechte, die mit der Ehe verbunden sind. Im Meinungsbeitrag im *Wort* gaben die CSV-Abgeordneten Laurent Mosar und Gilles Roth ehrlich zu: Die Ehe dürfe nicht „zur leeren Hülse degradiert werden“. Dass das Schuldprinzip zu schweren, oft traumatischen Zerwürfnissen zwischen ehemaligen Lebenspartnern führt, dass es Frauen, die nicht oder nur Teilzeit erwerbstätig sind, finanziell benachteiligt und dass Kinder unter dem Gezänk der Erwachsenen besonders leiden, die statt Anstand und Respekt zu zeigen plötzlich alles daran legen, dem Partner einen Fehler nachzuweisen und dabei schon mal das gemeinsame Kind als Geisel nehmen, ist zweitrangig. Erwachsene sollen laut CSV weiterhin die Wahl haben, dem Ex-Partner öffentlich vor Gericht die Trennung zur Hölle zu machen.

In derselben paternalistischen Logik steht die Ablehnung der CSV, Kinderrechte im Scheidungsverfahren zu stärken. Dass ein Kind gegen seine eigenen Eltern gerichtlich vorgehen kann, wenn eine Regelung nicht in seinem Interesse ist, lehnen die Christlich-Sozialen kategorisch ab und malen Horrorszenarien an die Wand: Kinder von acht oder zehn Jahren könnten Vater oder Mutter verklagen, weil sie quasi aus einer Nörgellaune heraus beim anderen Elternteil wohnen oder lieber Urlaub in Disney-Land machen wollen, statt im Ösling, polemisierte Laurent Mosar in seiner Rede. Und vergaß zu erwähnen, dass nur urteilsfähige Kinder klagen dürfen und dass es immer noch das Gericht ist, das am Ende eines Verfahrens darüber entscheidet, was wirklich im Interesse des Kindes ist. Entscheidend ist eben nicht der geäußerte Wille, sondern das kindliche Wohlergehen.

Dass Kinder von ihren Eltern manipuliert werden, ist heute schon der Fall, wie das ORK alljährlich zu berichten weiß. Leider sind Traumata bei Kindern als Kollateralschäden on Scheidungen auch in Zukunft nicht ausgeschlossen. Die Stärkung des Grundsatzes des Kindeswohls, dass Kinder unter einer Trennung so wenig wie möglich leiden und ihr bisheriges Leben weitgehend gesichert weiterführen können, wird nicht verhindern, dass streitsüchtige Erwachsene den Kampf um Aufenthalts- und Sorgerechtsrecht rücksichtslos versuchen auszutragen. Das Gericht kann diese egoistischen Rosenkriege künftig aber deutlich abkürzen.

Verständlich sind manche Sorgen schon: Bei der Wohnungsnot ist der Ausblick, mit der Trennung das Dach überm Kopf zu verlieren, wahrlich angsteinflößend. So gesehen, ist eine wirksame Wohnungspolitik ein wichtiges Mittel, um Familien, wo die Eltern auseinandergehen, zu unterstützen. Das würde vielleicht auch den Druck nehmen aus vielen heftigen Streits um Unterhaltszahlungen: Bisher bewegten sich diese Leistungen oft zwischen 300 und 500 Euro monatlich pro Kind. Dabei wird von durchschnittlichen Lebenshaltungskosten für ein minderjähriges Kind von um die 800 Euro ausgegangen, abzüglich der Familienzulagen. Dass das hinten und vorne nicht reicht, um die Ausgaben für die Tochter oder den Sohn zu decken, beweist das hohe Armutsrisiko, das insbesondere Kinder von Müttern tragen, die nach Scheidung oder Trennung allein mit dem Nachwuchs leben und sich maßgeblich um deren Erziehung kümmern.

Eine Leitlinie mit regelmäßig aktualisierten Richtwerten zur Berechnung von Unterhaltszahlungen an minder- und volljährige Kinder, wie sie das ORK gefordert hatte, sieht das neue Gesetz zwar nicht vor. Aber neben Ehedauer fließen Beschäftigung, Gehalt, Vermögen, Alter des Kindes, Kredite und anderes künftig in die Berechnung ein. Das Gericht erhält also mehr Spielraum, um finanzielle Werte einer Gütergemeinschaft gerecht aufzuteilen und ökonomische Härten für beide Seiten, vor allem aber für das schutzbedürftige Kind, abzufedern. ik



Aus dem Tritt und Sprung ins Ungewisse: Trennen sich die Eltern, ist das alte Leben der meisten Kinder nicht mehr



Production audiovisuelle

Crise de croissance

josée hansen



Nicolas Steil (Iris Productions), secrétaire de l'Ulpa (Union luxembourgeoise des producteurs audiovisuels) ; Donato Rotunno (Tarantula), vice-président ; avec Alexandra Hoesdorff (Deal Productions), Paul Thiltges (PTD), président, et Claude Waringo (Samsa Films ; de haut en bas et de gauche à droite)

Alors que le secteur de la production audiovisuelle est en plein développement, l'argent vient à manquer. Les producteurs se sentent abandonnés par la politique et les réalisateurs, techniciens et acteurs ont peur d'être les dindons de la farce

Exaspérés Ils sont furieux, furibonds – ou est-ce simplement déçus ? Ils étaient cinq producteurs des principales et plus anciennes sociétés de production de films, Iris, Samsa, PTD, Deal et Tarantula, à nous recevoir lundi pour expliquer l'impasse dans laquelle se trouve actuellement tout le secteur : il n'y a plus de sous. Plus de pognon, de flouze, d'oseille, c'est aussi prosaïque que cela. Et en même temps, c'est autrement plus complexe. Un regard en arrière permet de situer le cadre : Il y a presque trois décennies, au début des années 1990, le gouvernement luxembourgeois, pressé par ses pairs européens de ne plus être juste un pays diffuseur de contenu sur leurs marchés français, allemand et belge, via la CLT et ses chaînes de radio et de télévision, fonda le Fonds de soutien à la production audiovisuelle, devenu aujourd'hui le Film Fund, afin de soutenir également la création audiovisuelle. Au début, cela fonctionnait avec deux boutons et trois bouts de ficelle, mais c'était toujours plus que ce qu'avaient les premiers enthousiastes, les Andy Bausch et Afo Films, pour leurs films amateurs. Les aides directes du Fonspa soutenaient la création locale par des subsides, alors que pour les coproductions internationales, il y avait un système de Certificats d'investissement audiovisuel (Ciav). Mis en place en 1988, ces Ciav, que les producteurs devaient « vendre » à de grosses sociétés locales, ne se firent sentir que par des moins-values fiscales dans le budget de l'État – de l'ordre de 9,5 millions d'euros en 2010. Or, parce qu'ils devenaient de plus en plus difficiles à vendre, les Ciav furent abolis en 2011 et remplacés par une augmentation de l'aide directe attribuée par le Fonspa, en aides au développement, à l'écriture, à la production. En 2014, sous Xavier Bettel (DP), la réforme du système d'aides, allant de pair avec une réforme de la gouvernance du Film Fund, fut adoptée, une somme de 100 millions d'euros fixée pour trois ans. Au Film Fund, le conseil d'administration a été drastiquement réduit à trois membres, et les deux anciens comités – de lecture et technique/des finances – fusionnés en un seul comité de lecture de cinq personnes, présidé par le directeur du Film Fund, Guy Daleiden, qui juge les projets sur les deux volets, le contenu artistique et le bouclage de la production.

Depuis, tout le monde se réjouit des succès consécutifs des films luxembourgeois : l'Oscar de *Monsieur Hublot* en 2013, le « succès planétaire » (communiqué Iris) de la série *Bad Banks*, « une avalanche de prix » (Film Fund) pour l'animation *made in Luxembourg* à Annecy le week-end dernier, les nombreux jeunes qui s'engagent dans une carrière au cinéma en suivant les BTS en animation ou en écriture... « Mais si on ne trouve pas très rapidement une solution, tout le secteur sera à l'arrêt en septembre ! » alarme Nicolas Steil, directeur d'Iris Productions et secrétaire de l'Ulpa.

La rançon du succès Que s'est-il passé ? « Le secteur s'est développé », remarque Guy Daleiden, le directeur du Film Fund, mais il s'est probablement trop bien développé : en deux sessions, sur cinq prévues en une année, le comité de lecture a déjà attribué 21 millions d'euros en aides directes à des productions nationales et internationales, court-métrages, projets de réalité virtuelle, dessin animé etc. Il n'en resterait donc plus que sept à allouer durant les sessions de juillet et de novembre, les producteurs ayant déjà consenti à supprimer une session (sur les 33 millions du Film Fund, cinq vont dans d'autres frais que la production). Or, rien que pour la session de juillet, le Film Fund a reçu trente demandes d'aide. Donc, grosso modo, quelques rares films pourront encore être soutenus en juillet, puis ce sera chômage technique pour les mille personnes qui travaillent dans le secteur ? Aurait-il fallu que le Film Fund dépense plus parcimonieusement ses aides en début d'année et étale son budget sur plus de sessions ? « Nous avons un accord avec l'Ulpa que nous allions toujours soutenir les projets de qualité. Nous avons reçu beaucoup d'excellents projets de films pour les deux premières sessions, donc nous voulions les rendre possibles », explique Guy Daleiden.

Mais voilà, le problème est peut-être structurel : les aides directes luxembourgeoises et la politique du Film Fund ont attiré beaucoup de nouvelles sociétés – l'Ulpa a enregistré une augmentation de 35 pour cent en cinq ans. Financer les projets d'un tiers de sociétés en plus avec un budget qui ne bouge pas équivaldrait forcément à réduire soit le nombre de parts du gâteau, soit leur taille. Et c'est là que les producteurs sortent de leurs gonds : ils ont, assurent-ils, averti la nouvelle majorité DP/LSAP/Gréng dès leur entrée en fonction que ce problème budgétaire allait se poser et qu'il fallait songer à une rallonge. Mais leur ministre de tutelle, Xavier Bettel (DP), leur a fait comprendre que ce n'était pas le moment, que le gouvernement avait sa propre crise budgétaire à gérer, et qu'il fallait y revenir. Ce que les producteurs firent lors de la « journée luxembourgeoise » à Cannes l'année dernière. Sous le soleil, Xavier Bettel acquiesce, mais demande des réformes structurelles, notamment du système à points qui sert de base à l'attribution d'aides directes.

L'autruche Mais depuis c'est le calme plat : plus de réactions de la part du ministre des Médias, alors même que la crise s'aggrave. Le 9 mars de cette année, l'Ulpa écrit à Xavier Bettel une longue missive rappelant la situation dont les conséquences vont « mettre à mal la santé de nos sociétés ainsi que les relations avec nos partenaires artistiques et économiques au Luxembourg et à l'étranger ». Ils demandent une rallonge budgétaire urgente de sept millions d'euros pour cette année et une augmentation de cinquante pour cent (!) soit à 150 millions d'euros pour les trois prochaines années. Conséquence : Xavier Bettel n'est pas descendu à Cannes cette année, il fait l'autruche, ne réagit plus aux demandes d'entrevue et annonce, via sa réponse à une question parlementaire de Sam Tanson (Déi Gréng) sur le sujet que le Film Fund et son système d'allocation des aides allaient être soumis à un audit d'un cabinet externe. En outre, les montants maxima des aides seraient revus à la baisse. Aucune perspective d'une augmentation budgétaire n'est annoncée.

Il recevrait des lettres anonymes d'insultes concernant le financement excessif du cinéma, a affirmé Xavier Bettel lors d'une réunion avec les producteurs. Il y aurait beaucoup de jalousies d'autres secteurs économiques. Parce que le cinéma est une industrie culturelle financée quasi à cent pour cent par l'État, il n'a pas que des amis. En plus, sur un territoire de 600 000 habitants, le marché est inexistant : même les succès du *box-office* comme *Le Club des chômeurs* d'Andy Bausch ou *Heim ins Reich* de Claude Lahr n'ont pas atteint la barre des 35 000 spectateurs payants (chiffres : CNA), cinquante pour cent des films listés végètent sous la barre de 4 200 spectateurs payants. « Nous ne sommes pas ceux qui ne font que demander de l'argent », insiste pourtant Donato Rotunno, soulignant la mission culturelle du secteur, que ce soit vers l'intérieur du pays, avec les nombreuses traductions de films pour enfants ou le travail pédagogique pour les publics scolaires, ou vers l'extérieur, l'excellent travail des réalisateurs, techniciens et acteurs faisant rayonner le pays à l'international, autrement que comme paradis fiscal.

Intersyndicale Avant les élections législatives d'octobre, qui s'annoncent plus que difficiles pour les libéraux, Xavier Bettel veut une chose dans les domaines dont il a la charge : du calme. C'est pour cela qu'il discute de l'aide à la presse avec les éditeurs et fait tenir des *Assises culturelles* avant les vacances d'été. Aux producteurs, il a proposé une sorte de *deal* : on ne parle augmentation du budget que si vous gérez votre part du boulot. Soit une réforme du système à points. Aujourd'hui, un règlement d'application interne au Film Fund (et qui est tenu hautement secret) lie un certain nombre de points à différentes conditions : il faut tourner cinquante pour cent plus un jour du film au Luxembourg, un chef de poste résident vaut autant de points, un premier rôle autant et ainsi de suite. Or, ce système, accusent les producteurs, ne serait plus compétitif dans un contexte européen devenu beaucoup plus agressif. C'est

ainsi que les coproductions françaises sont devenues quasi impossibles depuis une réforme du système d'aides français. L'Ulpa a donc développé une proposition d'un nouveau système, qu'elle appelle *One to one* : chaque euro investi dans le film le serait dans un retour dans les domaines économique, social ou culturel au Luxembourg, mais de manière plus flexible. « Nous menons actuellement des discussions extrêmement compliquées avec les autres professions du secteur sur ce système », concède Nicolas Steil. Tellement compliquées qu'une réunion intersyndicale, prévue mercredi dernier, et qui devait juste avaliser le projet de texte discuté entre le Film Fund, l'Ulpa et les différentes organisations professionnelles, a été annulée, ces dernières ayant proposé des modifications substantielles au texte.

Maxima C'est que, si les maxima attribuées par film – selon la première ébauche du projet, les coproductions internationales où la société luxembourgeoise est minoritaire ne recevraient plus que entre 1,2 et 1,7 million d'euros (contre deux actuellement), et côté productions nationales, les maxima seraient notamment revus à la baisse des 3,4 millions actuels à 1,8 million pour les premiers films – seront diminués, « nous craignons bien sûr que cela va avoir des répercussions sur nos salaires », remarque le cameraman Carlo Thiel, président de l'Association luxembourgeoise des techniciens de l'audiovisuel (Alta). Et de premières remarques allant dans ce sens auraient déjà été faites : trente pour cent d'argent en moins par film impliquerait aussi trente pour cent de travail ou de cachet en moins pour les intermittents. C'est pour cela, et parce qu'ils craignent que le nouveau système *1:1* ouvre grandes les portes au dumping social, qu'ils ont alerté le ministre et auraient reçu des garanties qu'ils ne seront pas pénalisés. Même son de cloche auprès du Lars, qui regroupe les auteurs, réalisateurs et scénaristes, et dont le secrétaire général Yann Tonnar craint que le terme de « lien culturel avéré » qui servirait de base à l'attribution de points ne soit trop vaseux pour fournir des garanties aux réalisateurs luxembourgeois. Lui constate que de plus en plus de gens font des films, qu'une dizaine de long-métrages d'auteurs-réalisateurs luxembourgeois sont en cours, et il qu'il serait donc temps de discuter de leurs conditions financières aussi. Une première proposition-type d'un budget pour un premier long-métrage qu'il a vue situerait le cachet du réalisateur à quelque 30 000 euros, alors que le producteur recevrait toujours ses 140 000 euros – et Yann éclate de rire. Et de se demander si c'est vraiment le rôle du Film Fund de garantir que chaque boîte de production qui s'installe au Luxembourg puisse bien y vivre ?

« Nous, on aimerait que les producteurs imposent des castings pour leurs films et qu'ils aient la curiosité de venir voir des acteurs, afin d'en dénicher de nouveaux », remarque pour sa part Sophie Langevin, actrice et présidente de l'asbl Actors.lu, qui regroupe une centaine d'acteurs et d'actrices. Eux craignent vraiment pour leur survie avec l'abolition du système à points, grâce auquel beaucoup de leurs membres avaient des rôles, même de petits rôles – qui aidaient pourtant à mettre du beurre dans les épénards à une profession extrêmement précarisée. Mais elle sait aussi que les acteurs ont moins de pouvoir que les techniciens, que beaucoup de réalisateurs ont leurs acteurs en tête et que les profils présents au Luxembourg ne sont pas forcément diversifiés. Mais les acteurs aussi auraient reçu des garanties de la part du Film Fund, qui « s'engage à ce que nous soyons toujours représentés », dit-elle. Et d'ajouter qu'il faut « une volonté collective de faire avancer le cinéma à tous les niveaux ». C'est justement ce que demandent aussi les producteurs : plus encore qu'une augmentation budgétaire pure et simple, ils aimeraient avoir un vis-à-vis avec une vision, une écoute et de l'engagement pour le secteur. Ou, comme le résume Claude Waringo : « Le secteur a toujours été auto-régulateur, nous n'avons jamais juste demandé de l'argent. Mais l'idée du cinéma européen et de ses coproductions est mort. Et au Luxembourg, nous n'avons plus de *sparing-partner* ».



Im Gesundheits- und Sozialwesen und in der Gastronomie ist der Krankenstand im Branchenvergleich am höchsten

Zehn Jahre Mutualité des employeurs

Gesamtwirtschaftlich kostenneutral

Peter Feist

Die Mutualité des employeurs? Eigentlich gebe es zu ihr gar nicht viel zu sagen, meint ihr Verwaltungsratspräsident Nicolas Henckes. „Finanziell ist sie auf Reisegeschwindigkeit angekommen, und als Organ der Sozialversicherung spielt sie die Rolle, die ihr zugedacht ist: ihren Mitgliedern 80 Prozent der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall zu erstatten.“

Doch so ruhig wie derzeit war es um die Krankengeld-Versicherung, der Betriebe aus dem Privatsektor beitreten müssen und der Freiberufler sich anschließen können, nicht immer. 2014 stritten der Unternehmerdachverband UEL und die Regierung monatelang um Geld. Ausgerechnet Pierre Gramegna, der eben noch Direktor der Handelskammer gewesen war, nun aber Finanzminister mit DP-Mandat, wollte der Mutualité des employeurs 45 Millionen Euro weniger Zuschuss aus der Staatskasse geben, als ihr nach Ansicht des Unternehmerdachverbands zustanden. UEL-Präsident Michel Wurth drohte, gegen die Regierung vor Gericht zu ziehen. Die UEL beknete die Abgeordneten, sich gegen Gramegnas Pläne zu wenden.

Am Ende bekam die MDE, wie Mutualité des employeurs abgekürzt wird, für 2014 tatsächlich weniger Geld, aber nur vorübergehend. In einer Bipartite mit der UEL stimmte die Regierung im Januar 2015 zu, neu auszuhandeln, inwiefern der Staat der Mutualität finanziell unter die Arme greift. Vereinbar wurde zunächst, dass die Staatskasse bis zum Ende der Legislaturperiode eventuelle Defizite der

Mutualität trägt. Seit dem Haushaltsjahr 2016 gilt das Prinzip, dass er ihr so viel zuschießt, dass damit nicht nur ein Defizit ausgeglichen wird, sondern die Mutualität überdies eine Reserve halten kann, die zehn Prozent ihrer Jahresausgaben entspricht. Außerdem muss die Zuwendung hoch genug sein, damit der durchschnittliche Beitragssatz zur MDE eine bestimmte Grenze nicht überschreitet. Weil die Grenze jedes Jahr im Budgetgesetz neu festgelegt werden kann, ist der Gesprächsfaden über die Zuwendungen ziemlich rissfest.

Hinter dem Zuschussmodell versteckt sich, was Nicolas Henckes mit „Reisegeschwindigkeit“ meint. Auf ihr angelangt, hat sich aus dem Unternehmerlager seit dem Streit vor vier Jahren niemand mehr laut über „Krankfeiern“ beschwert. In der Vergangenheit taten das vor allem Handwerksverband und Fedil. Der Industriellenverband fand noch im Herbst 2014, entweder müssten „Karenztage“ her, während denen es keine Lohnfortzahlung gäbe, oder sie gehöre zumindest in den ersten Krankheitstagen um zehn bis zwanzig Prozent gekürzt. Heute dagegen sagt Fedil-Sprecherin Michèle Valenthini, „wir haben dazu keine Meinung, die von der der UEL abweicht“. Der Handwerksverband reagierte auf die Anfrage nicht.

Die Meinung der UEL steht in ihren Wahlkampfempfehlungen *Que veulent les entreprises?* Dass weiter gegen „missbräuchliche Krankmeldungen“ vorgegangen werde, wollen die Unternehmen dem-

nach zwar auch. An erster Stelle aber wollen sie einen Umbau der gesamten Krankenversicherung: Für die Sachleistungen (Arzt, Krankenhaus, Medikamente und so fort) wollen sie nicht mehr mit zuständig sein, dagegen für die Geldleistungen bei Abwesenheit vom Arbeitsplatz ganz. Aktuell gilt, dass lohnabhängig im Privatsektor Beschäftigten im Krankheitsfall ihr Gehalt bis zum Ende desjenigen Monats weitergezahlt wird, in den der 77. Krankheitstag fällt. Anschließend springt die CNS mit Krankengeld ein. „Wären wir für den gesamten Bereich Geldleistungen zuständig, hätten wir ein umfassendes Bild vom Krankenstand und könnten viel wirksamer auf ihn Einfluss nehmen“, sagt Nicolas Henckes. Und fügt an, das sei nicht etwa eine kaum verhüllte Drohung, weil eine Krankengeldkasse der Arbeitgeber Karenztage oder Krankengeldkürzungen „einfach so“ verordnen könnte. „Das könnte sie nicht. Als Organ der Sozialversicherung wäre sie Gesetzen unterworfen.“

Politikfähig dürfte die Idee der UEL, die sie vor zwei Jahren schon einmal vorgebracht hatte, nicht so schnell sein, schon gar nicht nach den Wahlen vom 14. Oktober. Dass der Präsident der MDE findet, ein „wirksamerer Einfluss“ auf den Krankenstand müsse her, ist aber auch ein Eingeständnis, dass die Mutualität auf ihn nicht genug Einfluss nimmt.

Dabei war das eigentlich so gedacht, als Anfang 2009 das Einheitsstatut im Privatsektor in Kraft trat und mit der Abschaffung der ziemlich artifiziellen Unterscheidung zwischen Arbeitern und Privatangestellten auch ein einheitliches Krankengeldregime mit zeitlich begrenzter Lohnfortzahlung für alle *salarisés*. Es steht zwar nirgendwo geschrieben, dass es Aufgabe die Mutualité des employeurs sei, den Krankenstand zu senken, aber politisch wurde das in sie hineinprojiziert.

Denn der Tripartite, die im April 2006 entschied, auf das Einheitsstatut hinzuarbeiten, war es in erster Linie um die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen und die Entlastung der Staatskasse gegangen. Am Ende wurden von ihr eine Indexmanipulation und die Desindexierung der Familienleistungen beschlossen. Als die damalige CSV-LSAP-Regierung sich fragte, was die Tripartite den Gewerkschaften geben könnte, damit die nicht wie Verlierer dastünden, fiel LSAP-Sozialminister Mars Di Bartolomeo das vom OGBL schon länger geforderte *Statut unique* ein und CSV-Premier Jean-Claude Juncker gefiel die Idee. Aber schon in der Legislaturperiode zuvor war es hoch her gegangen um „Blaumacher“ und Krankengelddefizite der Arbeiterkrankenkassen, die krank geschriebenen Arbeitern vom ersten Krankheitstag an Krankengeld zahlten. Weil die Krankschreibungen von Arbeitern zunahmen, mussten die Beiträge zum Arbeiterkrankengeld angehoben werden. Wie die UEL die Sache im August 2006 sah, würden mit dem Einheitsstatut „des objectifs précis“ verfolgt, „en l'occurrence la diminution sensible du taux d'absentéisme et la réduction des charges administratives tant au niveau des entreprises que des structures de la sécurité sociale“. Um vor diesem Hintergrund das Projekt Einheitsstatut zu retten, ohne dass die Gewerkschaften auch dabei verloren hätten, weil die Lohnfortzahlung durch den Betrieb vielleicht nicht ohne Karenztage oder gekürzte Bezüge durchzusetzen gewesen wäre, wurde als Kompromiss die Mutualité des employeurs konstruiert. Ihre Mitglieder werden in vier „Risikoklassen“ eingeteilt, je nachdem, wie stark sie die Mutualität in der Vergangenheit zur Erstattung von Lohnfortzah-

Der Krankenstand, sagt die UEL, ließe sich viel wirksamer beeinflussen, wenn die Unternehmer für alle Geldleistungen bei Abwesenheit vom Arbeitsplatz zuständig wären

lung in Anspruch nehmen, und zahlen entsprechend unterschiedlich hohe Beiträge. Der Umgang mit dem Krankenstand, vor allem mit dem von kurzer Dauer, sollte damit sehr wohl den Unternehmen überantwortet werden, wenigstens zum Teil.

Schaut man in die einschlägigen Statistiken, scheint das aber nicht richtig zu funktionieren. Denn der Gesamt-Krankenstand ist nicht nur seit fünf Jahren nahezu unverändert, der Kurzzeit-Krankenstand von bis zu drei Wochen Dauer nimmt stetig zu: von zwei Prozent 2008, dem Jahr vor der Einführung des *Statut unique*, auf 2,22 Prozent im Jahr 2016. Krankschreibungen über mehr als drei Wochen hingegen sind seit 2013 rückläufig.

Letzteres liegt vermutlich daran, dass der Medizinische Kontrolldienst der Sozialversicherung personell stark aufgestockt wurde und Krankgeschriebene viel früher zum *Kontrolldoktor* einzubestellen imstande ist. Aussagen über Kurzzeitkranke zu treffen, ist schwieriger. Die Generalinspektion der Sozialversicherung (IGSS) schreibt in ihrem letzten, im September 2017 erschienen Bericht *L'absentéisme pour cause de maladie en 2016*, auf den Kurzzeitkrankenstand habe Einfluss, wann eine Grippe welle einsetzt und wie schwer sie wütet, vermutlich aber auch, dass seit Ende der Wirtschaftskrise mehr Beschäftigte es sich erlauben würden, krank zu sein: Auch in Luxemburg sei der „Präsentismus“ verbreitet: aus Angst vor Jobverlust auch bei Krankheit arbeiten zu gehen. Ende 2016 hatte die IGSS in einer Befragung von über 17 000 im Privatsektor Beschäftigten ermittelt, dass 62 Prozent von ihnen bei Erkrankung dennoch arbeiten gingen. Die Hälfte tat das sogar über die gesamte Krankheitsdauer.

Welche Rolle die Unternehmer und ihre Mutualität in dem Zusammenhang spielen könnten, ist keine ganz neue Frage. „Natürlich wirken unsere vier Risikoklassen als Anreiz, etwas gegen den Krankenstand zu unternehmen“, sagt Nicolas Henckes. „Dass wir nur 80 Prozent der Lohnfortzahlung rückerstatten, wirkt ebenfalls.“ Dieses Jahr liegt der Beitragssatz zur Mutualität zwischen 0,46 Prozent in der niedrigsten und 2,95 Prozent in der höchsten Risikoklasse. „Und es kann durchaus vorkommen, dass in der höchsten Klasse auch eine Bank einzahlt.“ Aber wie verbreitet die Bemühungen der Betriebe sind, Einfluss auf den Kran-

kenstand zu nehmen, kann Nicolas Henckes nicht genau sagen. „Verschiedene versuchen es.“ Doch „wenn man einen körperlich schweren Beruf hat“, würden sich nun mal irgendwann Rückenprobleme zeigen. Und „bei den neuen psychosozialen Problemen festzustellen, wann von einer Erkrankung gesprochen werden kann und wann das eher mit dem Lebensstil oder der Persönlichkeitsstruktur des Betroffenen zu tun hat, ist schwierig.“

Gewerkschafter behaupten, die Mutualité des employeurs versage bei der Einflussnahme auf die Betriebe, um Arbeitsbedingungen und Betriebsklima zu verbessern oder die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie zu fördern. Eine objektivere Einschätzung seitens der IGSS ist nicht publik und eine Anfrage danach blieb unbeantwortet. In der Vergangenheit hatte die IGSS wiederholt geklagt, nur wenige Betriebe würden sich für das vor fünf Jahren im Internet eingerichtete *Observatoire de l'absentéisme* interessieren, das einen Vergleich des eigenen Krankenstands mit dem der jeweiligen Branche erlaubt. Nicolas Henckes hält dagegen, die Regierung interessiere das *Observatoire* womöglich ebenfalls nicht mehr: „Sie berief früher Treffen mit den Sozialpartnern zum Krankenstand ein. Seit zwei Jahren fand keines mehr statt.“

Dieser kleine Punkt ist gar nicht so unwichtig: Wie das Sozialministerium erklärt, habe die Aufgabe dieses *Groupe à haut niveau sur l'absentéisme* darin bestanden, „mit den Sozialpartnern die Situation zu analysieren, einschließlich der finanziellen, und anschließend festzulegen, wie hoch der Staatszuschuss zur Mutualität sein sollte“. Seit der Staat ihre Defizite generell deckt, eine Reserve und obendrein einen maximalen durchschnittlichen Beitragssatz garantiert, seien die Treffen „nicht mehr nötig“. Was Gespräche zwischen Sozialpartnern und Regierung zum Thema natürlich nicht verhindere.

UEL und Regierung sind demnach beide ganz zufrieden mit der „Reisegeschwindigkeit“, die die Mutualität erreicht hat. Und die Zuwendungen aus der Staatskasse an sie nehmen stetig zu: Sollten sie 2016 so hoch sein, dass der Durchschnitts-Beitragssatz nicht über zwei Prozent stiege, wurde das Maximum ab 2017 auf 1,95 Prozent festgelegt. Demnächst sollen 1,85 Prozent gelten. Dafür sorgt ein Kostenaustausch zwischen Staat und CNS, durch welchen den Unternehmen dieselben 25 Millionen Euro aus den Überschüssen der CNS zugute kommen sollen, wie sie die Krankenversicherten in Form von Leistungsverbesserungen beim Zahnarzt oder beim Optiker erhalten. Die jährlichen Zuwendungen an die Mutualität könnte damit 110 Millionen Euro erreichen. Bei erwarteten Ausgaben von 409 Millionen dieses Jahr wäre die 80-Prozent-Rückzahlung der Lohnfortzahlung dann zu rund einem Fünftel fiskalisiert.

Was davon zu halten ist? Vielleicht dies: Die Tripartite hatte 2006 vereinbart, das Einheitsstatut müsse „gesamtwirtschaftlich kostenneutral“ bleiben. Was genau das heißen soll, hat noch niemand geklärt. Die Unternehmer forderten angesichts der Abmachung zunächst Maßnahmen gegen das Krankfeiern, danach finanzielle Garantien für die Mutualität. Die Regierung scheint darunter Kompensation als Politikersatz zu verstehen. Solange genug Geld zur Verfügung steht, hat keine der beiden Seiten echtes Interesse daran, sich mit dem Krankenstand zu befassen.

land
communication

WAS HAT EDITRESS IN DEN VERGANGENEN JAHREN ÜBER DAS LUXEMBURGER WORT DER KLERUS DIE VÖLIGE KONTROLLE SCHNELLEREN ÜBERTRAGUNG

LES ÉMISSIONS RÉSERVÉES AUX PARTIS POLITIQUES

LA GAMMA

LES ENTREPRISES PRESENTES SURFACEBOOK SUIVENT

supplément 29.06.

Der große Schwesternstreit

Regionale Küche

Martin Theobald, Berlin

Markus Söder mag nicht gerne teilen. Seitdem er im Frühjahr Horst Seehofer im Machtkampf um die bayerische Staatskanzlei niedergerungen hat, giert er jetzt auch noch auf das Amt, das Seehofer verblieb – nachdem dieser sich als Heimatminister in die Bundespolitik verabschiedete: der Posten des Parteivorsitzenden der CSU. Dazu ist Söder jedes Mittel recht. Jedes Thema sowieso.

Der bayerische Ministerpräsident selbst ist ein Getriebener. Seit Wochen vermelden die Meinungsforschungsinstitute, dass die Christsozialen bei den bayerischen Landtagswahlen im September die absolute Mehrheit verlieren werden. Vor allem werden Stimmen an die rechtspopulistische AfD gehen. Söder nimmt wahr, dass das wichtigste, wenn nicht sogar einzige Thema der AfD die Flüchtlingskrise ist. Also liegt nichts näher, als die Krise wieder auf die politische Agenda zu hieven. Mit aller Macht. Zeigte doch auch eine Analyse der vergangenen Bundestagswahl, dass das damalige Einknicken der CSU in der Flüchtlingsfrage zum schlechten Ergebnis der Partei führte. Eilends wurde ein „Masterplan“ zur Flüchtlingspolitik aufgesetzt, den die bayerischen Politiker nun durchpauken möchten. Auf Bundesebene. Damit sich die Partei als „starker Mann“ in der Republik etablieren kann. Allen voran Markus Söder. Er tritt aufs Tempo, bringt die CSU-Abgeordneten im Bundestag auf Linie, provoziert den Streit mit der Schwesterpartei CDU. Um Landtagswahlen zu gewinnen, nimmt der die ganze Republik, wenn nicht sogar die ganze Europäische Union in Geiselschaft. Denn die Macht, mit der Söder das Thema vorantreibt, offenbart vor allen Dingen die Ohnmacht von Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Dabei diskutieren die konservativen Schwesternparteien über einen Masterplan, den noch nicht viele gesehen haben. Der US-amerikanische Präsident Donald Trump wohl schon, denn er lobte ihn bereits über den Kurznachrichtendienst Twitter. 63 Punkte umfasst der Plan. Mit 62 könne sie leben, zitiert das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* Kanzlerin Merkel. Mit einem jedoch nicht: Flüchtlinge, die bereits in anderen Mitgliedsstaaten der EU registriert sind, sollen an der deutschen Grenze abgewiesen werden. Merkel sucht nach einer europäischen Lösung, die eine Abweisung von Flüchtlingen an der EU-Außengrenze vorsieht sowie eine Verteilung der Migranten nach einer festgelegten Quote. Doch die Kanzlerin findet für ihren Plan kaum Verbündete in Europa. Es rächt sich nun, dass Merkel nicht schon früher in der Krise ihre europäischen Kolleginnen und Kollegen einbezogen hat – oder auch in anderen Themen deutsche Interessen über europäische stellte. Nun sucht sie ein wenig verzweifelt den Schulterchluss in der Union. Etwa mit dem französischen Präsidenten Emmanuel Macron, mit dem sie am Dienstag dieser Woche ein milliardenschweres Investitionsprogramm aufsetzte und Reformen für die Euro-Zone anstieß. Merkel weiß, dass sie Europa nun mehr denn je braucht. Nicht nur zum eigenen politischen Leben und Überleben, sondern auch um Europa nicht zum Spielball geopolitischer Machtspiele werden zu lassen.

Markus Söder, Horst Seehofer und Jens Spahn hingegen ist das Hemd näher als die Hose. Seehofer hat noch keine Gelegenheit ausgelassen, Merkel einen Tritt zu verpassen. Spahn stellte sich im Streit zwischen CDU und CSU um die Flüchtlingspolitik



Angela Merkel: Bundeskanzlerin von Seehofers Gnaden?

Angela Merkel ist derzeit „alternativlos“. Und das ist gut für Europa

demonstrativ gegen Merkel. Und Söder erliegt seiner eigenen Hybris. Alle drei sähen es offenkundig gern, wenn Angela Merkel stürzen würde. Doch wer sollte Merkel im Amt folgen? Christsoziale Politiker sind kaum in das Spitzenamt zu vermitteln, da sie schlichtweg zu konservativ oder bayerisch sind. Jens Spahn läuft sich warm, doch dem rechten Hardliner möchte so recht niemand die Gefolgschaft schwören. CDU-Generalsekretärin Annegret Kramp-Karrenbauer hat zu wenig Erfahrung mit dem Berliner Politikbetrieb und ihre Referenz als saarländische Ministerpräsidentin verfängt bundespolitisch kaum. Verteidigungsministerin Ursula von der Leyer ist vollends mit der maroden Bundeswehr beschäftigt. Bleibt der Blick auf die regierenden christdemokratischen Ministerpräsidenten: Volker Bouffier in Hessen sehnt sich nach dem Altersruhesitz. Und Daniel Günther, Shootingstar in Schleswig-Holstein, ist noch zu unbekannt. Angela Merkel ist derzeit „alternativlos“. Und das ist gut für Europa. Denn immerhin scheint sie inzwischen ihrer Politik auch eine europäische Dimension, wenn nicht sogar Perspektive zu geben.

Doch in diesen Dimensionen denkt Markus Söder nicht. Stürzt Angela Merkel, dann ist auch Horst Seehofer seinen Ministerposten am Berliner Kabinettschisch wie auch seinen Parteivorsitz los. Und Söder vereint wieder beide Ämter in einer Person: seiner. Deshalb gilt: „Bei der Zuwanderung dürfen

wir keine halben Sachen mehr machen“, so Söder am vergangenen Donnerstag vor den CSU-Bundestagsabgeordneten in Berlin. Für ihn ist Merkel ein rotes Tuch und mit ein Grund, dass die Macht der Christsozialen in Bayern zur Disposition steht. Der Aufwind der AfD speist sich aus einem nicht versiegenden Hass auf Angela Merkel. Im vergangenen Bundestagswahlkampf absolvierte Merkel einige Termine in Bayern. Doch das Finale auf dem Münchner Marienplatz geriet damals zum Desaster. Merkel und Seehofer konnten sich nicht gegen eine grölende und ätzende Menge durchsetzen. Im jetzigen Landtagswahlkampf sind deshalb keine Termine mit der Kanzlerin in Bayern geplant.

Söder plant ohnehin für die Zeit ohne Merkel. Und hat dafür bereits seine Getreuen beisammen: Spahn, FDP-Chef Christian Lindner und auch der österreichische Kanzler Sebastian Kurz. Sie geben das Epizentrum des deutschsprachigen Rechtskonservatismus, der sich kaum vom Rechtspopulismus der AfD wie anderer europäischer Rechtsaußen-Parteien abgrenzt. Lindner trug auch pflichtschuldigst sein Scherflein zum innerfraktionären Konflikt zwischen CDU und CSU bei: Seine Partei formulierte einen Antrag für eine namentliche Abstimmung im Bundestag über die Frage, wer denn Seehofers Asyl-Masterplan unterstützt. Dann wäre klar geworden, wer Freund und Feind ist. In den eigenen Reihen. Bei CDU und CSU. Der Antrag konnte jedoch von der Großen Koalition abgeräumt werden.

Bis zur bayerischen Landtagswahl im September wird die Flüchtlingskrise Deutschland wie Europa lähmen. Weil eine Regionalpartei es so will. Meinungsumfragen in Deutschland zeigen, dass die Bürger dem Thema überdrüssig werden. Zum einen sind die Flüchtlingszahlen gesunken, zum anderen ziehen dunkle Wolken am Horizont auf. Die deutsche Wirtschaft ist skandalgebeutelt, die Innovationskraft sinkt, die Digitalisierung hinkt. Der Pflege-notstand wird in Zahlen greifbar: Bis zu 80 000 Pflegekräfte fehlen. Die Gesundheitsversorgung in ländlichen Gebieten ist dramatisch. Und dann sind da noch die geopolitischen Machtverschiebungen. Alles das ficht eine Regionalpartei im Süden Deutschlands nicht an. Sie will Randle. Sonst nix.

L’immigration et l’UE

Plus divisé que jamais

Emmanuel Defouloy, Paris

La nouvelle coalition au pouvoir en Italie n’a pas tardé à ébranler encore un peu plus la cohésion européenne sur la question des migrants. Quelques jours à peine après son entrée en fonction, le ministre de l’Intérieur et vice-président du gouvernement, Matteo Salvini, le leader du parti d’extrême droite la Ligue, a refusé d’accueillir dans les ports italiens l’Aquarius. Ce navire, affrété par les organisations humanitaires françaises SOS Méditerranée et Médecins sans frontières, venait de secourir 629 migrants, hommes, femmes et enfants, en perdition au large des côtes libyennes. Malte lui ayant également refusé l’accès, le bateau n’a eu d’autre choix que d’errer en mer, dans des conditions médicales et sanitaires difficiles pour ses occupants.

Pendant plusieurs jours, le silence assourdissant de la France, dont les côtes sont les plus proches, a été très remarqué, et ce d’autant plus quand le nouveau gouvernement de gauche espagnol, dirigé par le socialiste Pedro Sanchez, a décidé d’accueillir l’Aquarius à Valence, où il est enfin arrivé dimanche 17 juin, après 1 500 kilomètres et quatre jours de périple.

La position française a même entraîné pendant quelques jours une crise diplomatique avec l’Italie, quand le président français Emmanuel Macron a dénoncé la « part de cynisme » et « l’irresponsabilité » du gouvernement italien. Sauf que la péninsule, en première ligne, a accueilli sur son sol près de 700 000 migrants en cinq ans, bien loin des dizaines de milliers de la France. Et que Paris est intervenu en 2011 en Libye sans s’assurer après-coup de la stabilisation du pays, aujourd’hui la plaque tournante des trafics d’êtres humains et des départs des migrants vers l’Europe.

La France a affirmé qu’elle pourrait prendre en charge une partie des migrants de l’Aquarius

De quoi profondément agacer l’opinion comme les institutions italiennes, qui ont refusé d’accepter « les leçons hypocrites » de la France. En effet, « nous avons reçu un geste inédit de solidarité de la part de l’Espagne. Ce même geste n’est pas arrivé de la France, qui de plus a adopté à maintes reprises des politiques bien plus rigides et cyniques en terme d’accueil », a réagi dans un communiqué le Premier ministre, Giuseppe Conte. Ulcérée, l’Italie a convoqué le 13 juin l’ambassadeur de France au ministère des Affaires étrangères, puis a même menacé de reporter la visite prévue à Paris deux jours plus tard de Giuseppe Conte.

Finalement, la situation s’est apaisée et le nouveau chef du gouvernement transalpin s’est bien rendu le 15 juin à l’invitation du président français Emmanuel Macron à l’Élysée. La France a affirmé qu’elle pourrait prendre en charge une partie des migrants de l’Aquarius. Et pour soulager la pression migratoire sur l’Italie, les deux hommes sont convenus qu’il fallait revoir le fameux règlement de Dublin, qui impose au pays européen d’entrée d’examiner la demande d’asile d’un migrant jusqu’au bout, mettant l’Italie et la Grèce en première ligne.

Sauf que la réforme du règlement de Dublin est totalement bloquée au niveau des Vingt-Huit, tout comme la politique de répartition de quotas de réfugiés par pays qui n’a jamais vraiment vu le jour, après l’afflux migratoire massif de l’année 2015 (plus d’un million de personnes accueillies en Allemagne).

La traditionnelle position inflexible des pays de l’Est, emmenés par le Hongrois Viktor Orban, paraît même désormais faire tache d’huile dans d’autres pays. Le chancelier conservateur autrichien Sebastian Kurz semble vouloir constituer une alliance anti-migrants avec le ministre allemand de l’Intérieur, le très influent et très à droite membre de la CSU bavaroise Horst Seehofer, qui met ainsi Angela Merkel dans une position particulière délicate à l’approche du conseil européen des 28 et 29 juin. Et les ministres de l’Intérieur belge, danois ou néerlandais ne sont pas sur une position très éloignée de leur homologue allemand.

C’est la raison pour laquelle, au sommet franco-allemand du mardi 19 juin, Angela Merkel et Emmanuel Macron ont pour l’instant dit non à une évolution du règlement de Dublin et se sont dits plutôt favorables à la proposition de l’Autriche de créer des camps pour migrants hors des frontières de l’UE, notamment dans les Balkans.

Alliée à une droite dure, l’extrême droite étend donc son piège pour diviser plus que jamais l’Union européenne, à un an d’élections européennes dont le principal enjeu pourrait bien être la question migratoire. En France, la position du gouvernement, critiquée jusque dans les rangs de la majorité parlementaire de La République en marche (LREM), est prise sous l’influence du poids du Rassemblement national (l’ex-Front national).

Sauf que cette instrumentalisation des peurs ne tient pas compte du fait que la « pression » migratoire a considérablement baissé entre 2015 et 2018, atteignant même son niveau des années 1990 en Allemagne, et que l’Union a signé, en 2016, un accord avec la Turquie pour réduire les arrivées en Grèce et fermer la route des Balkans par laquelle ont transité les migrants vers l’Europe du Nord. Même le précédent gouvernement italien, de Matteo Renzi, avait réussi à réduire les arrivées dans la péninsule depuis la Libye en passant des accords officiels avec les institutions et les factions du pays, largement aux mains de bandes organisées. Ce qui n’a pas empêché la victoire des partis populistes lors des dernières élections législatives en Italie. L’Aquarius est devenu le symbole de la nécessité pour l’Europe, au pied du mur, de trouver une position commune et enfin efficace au drame des migrants.



Plus de profondeur

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

0,25

ticker

Suneo, nicht Center Park

Nun ist es offiziell: In Weiswampach wird der Campingplatz am See in den kommenden Jahren dem ersten Luxemburger Feriendorf weichen. Die belgische Bau- und Feriendorfgruppe Lamy hat eine Erbpacht mit einer Laufzeit von 99 Jahren mit der Gemeindeverwaltung unterzeichnet, die dafür jährlich 25 000 Euro Miete kassiert. Dafür darf die Lamy Groupe auf dem Gelände von 20 Hektar ein Hotel mit 70 Zimmern, 16 Studios und fünf Suiten, Wellnessbereich und Tagungsraum sowie hundert 40 bis 60 Quadratmeter große Ferienhäuschen und einen Wasser- und Freizeitpark bauen. Die Sport- und Freizeitanlagen sowie der Wellness-Bereich sollen für die Öffentlichkeit zugänglich sein und dadurch die Attraktivität des Nordens insgesamt steigern, hofft Bürgermeister Henri Rinnen. Die Lamy Gruppe betreibt solche Feriendörfer bereits in Frankreich und Belgien (*d'Land*, 11.08.2017). Um die Nachfrage für Ferienzele für Kurztrips zu bedienen, habe die Gruppe nach einem neuen Standort gesucht, so die Verantwortlichen bei der Projektpräsentation am vergangenen Freitag. Sie investieren 50 Millionen Euro in Weiswampach, der staatliche Subventionsanteil beträgt zehn Prozent, wie Staatssekretärin Francine Closener (LSAP) erklärte. Die Arbeiten sollen im Herbst beginnen und das Hotel 2021 öffnen. Der Bauträger klärt derzeit mit den Behörden ab, wie der Verkauf der Hotelzimmer an Kleininvestoren und die spätere Verwaltung steuerlich gehandhabt wird. Wer will, kann sich demnächst eventuell ein Zimmer am See kaufen. Der Lamy-Gruppe schwebt eine Rendite von vier Prozent vor. ms

Altlastenbeseitigung

„Wir profitieren von der Umsetzung (dieser Richtlinie), um verschiedene Steuernischen zu schließen, die wir in Luxemburg in der Vergangenheit bis aufs Äußerste ausgenutzt haben“, kündigte Finanzminister Pierre Gramegna (DP) am Freitag nach dem Regierungsrat an. Der hatte kurz zuvor den Gesetzentwurf zur Umsetzung der Anti-tax-avoidance directive, kurz Atad, angenommen. „Diese Steuernischen waren legal, sind aber nicht mehr vereinbar mit den von der OECD im Rahmen von Beps durchgeführten Modernisierungen“, so der Finanzminister weiter. Indem

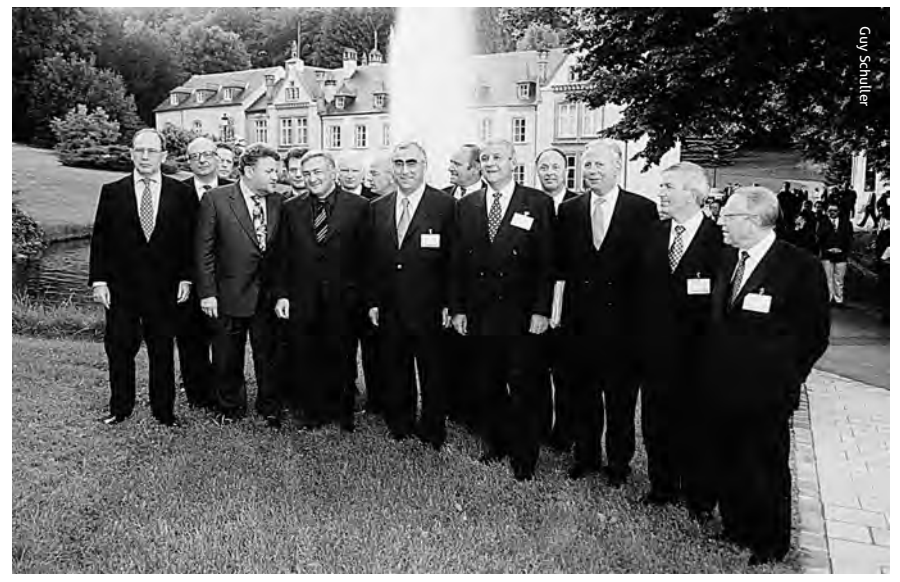
Gramegna den Entwurf zur Umsetzung von Atad vor dem Sommer vorlegt, kommt er einer Forderung aus der Beraterbranche nach (*d'Land* 27. April 2018), die darauf ungeduldig wartete. Die Richtlinie tritt am 1. Januar 2019 in Kraft und unter Steuerberatern geht die Befürchtung um, wenn sie nicht vor den Wahlen umgesetzt werde, riskiere man während der Koalitions- und Regierungsbildung nicht rechtzeitig fertig zu werden. Atad ist deshalb so wichtig, weil durch die Richtlinie eine ganze Reihe der in den Luxleaks-Akten und weiteren Steuerskandalen angeprangerten Praktiken verboten werden. Das Gesetz soll sogenannten Hybriden-Konstruktionen den Garaus machen, führt eine Zinsschranke von 30 Prozent auf Darlehen ein, die nach dem 17. Juni 2016 aufgenommen wurden, verbietet die Verschiebung von Gewinnen in wenig oder gar nicht besteuerte Filialen im Ausland, schreibt vor, dass bei der Verlagerung von Firmenaktiva ins Ausland die latenten Veräußerungsgewinne innerhalb von fünf Jahren besteuert werden, statt erst bei einer tatsächlichen Veräußerung, und reformiert die generellen Anti-Missbrauchsklauseln. Darüber hinaus, erklärte Gramegna, werde die Definition der festen Firmenniederlassung neu gefasst, um zu verhindern, dass Unternehmen über mehrere Länder hinweg tätig sind, ohne in einem davon eine feste Firmenniederlassung zu haben, die Steuern zahlt. Die Möglichkeit, Wandelanleihen in Aktien umzutauschen, ohne dass die entstehende Wertsteigerung besteuert wird, wird abgeschafft. Letzteres könnte beispielsweise die Volkswagen-Gruppe interessieren, die in ihrer Filiale Volkswagen International Luxembourg SA Ende 2017 eine Reserve von über einer halben Milliarde Euro zum Auszahlen einer Wandelprämie für Umtausch einer Wandelanleihe angespart hat, die von der anderen Luxemburger VW-Filiale, Volkswagen Finance Luxembourg, gezeichnet wurde (*d'Land*, 3. November 2017). Derweil arbeitet die EU-Kommission Altlasten auf: Am Mittwoch verordnete sie der Luxemburger Regierung an, beim Energieunternehmen Engie, ehemals GDF Suez, 120 Millionen Euro an Steuern für die vergangenen zehn Jahre nachzufordern. Laut Brüssel erlaubten zwei luxemburger Rulings Engie mit sogenannten hybriden Konstruktionen, den effektiven Steuersatz auf den Gewinnen auf unter

ein Prozent zu drücken. Das besondere am Fall Engie ist, dass ein solches Hybrid zwischen zwei luxemburger Gesellschaften zustande kam, wobei sie meistens über Landesgrenzen hinweg angewandt wurden. In einer Stellungnahme bestritt die luxemburger Regierung, die Engie-Steuerbescheide seien illegal. Sie seien im Einklang mit den geltenden Gesetzen ausgestellt worden, auch wenn sie heute nicht mehr dem neuen internationalen Rahmen entsprechen würden. Die Regierung behält sich alle Rechte vor, die Entscheidung der EU-Kommission anzufechten. ms

Keine Hypotheken

Banque Degroof Petercam hat 2017 bei einer Bilanzsumme von 3,1 Milliarden Euro mit einem Nettoergebnis von 48,6 Millionen Euro abgeschlossen. Die leichte Ergebnissteigerung um zwei Prozent erklärt nicht unbedingt, warum CEO Bruno Houdmont „besonders zufrieden“ mit dem abgelaufenen Geschäftsjahr ist. Doch das verwaltete Vermögen im Privatbankgeschäft ist angestiegen und in der Sparte Asset Services, die sowohl die Fondsverwaltung wie die Depotbankaktivität beinhaltet, ist das verwaltete Vermögen binnen eines Jahres von 29 auf 39

Milliarden Euro angestiegen. Die Negativzinsen auf den Zentralbankeinlagen, welche die Bank aus Vorsicht anlegt, hätten die Zinsmarge gedrückt, erklärten die Verantwortlichen der Bank am Mittwoch. Sie strichen hervor, das Betriebsergebnis sei um sieben Prozent auf 65,9 Millionen Euro angestiegen. Dass das Nettoergebnis vergleichsweise kleiner ausfällt, liegt daran, dass die Bank von dem guten Jahr profitiert hat, um Rückstellungen von fünf Millionen Euro auf notleidenden Krediten vorzunehmen. Das Kreditvolumen ist nach Angaben der Bank insgesamt gewachsen. Sie geht allerdings gegen den luxemburger Trend, indem sie beschlossen hat, keine reinen Hypothekenkredite und Immobilienprojektfinanzierungen für Bauträger mehr anzubieten. Hypothekenkredite gehörten einfach nicht zum Kerngeschäft der Bank, deshalb wickle man das Portfolio ab. Die Tier-1 Eigenkapitalquote der Bank lag Ende 2017 mit 24 Prozent weit über den gesetzlichen Mindestanforderungen. Man wolle die Unabhängigkeit der Bank dadurch auch in Krisenzeiten sicherstellen und sich außerdem die Möglichkeit bewahren, durch eventuelle Zukäufe an der Konsolidierung in der Finanzbranche teilnehmen zu können. ms



Vor 20 Jahren traf im Schloss in Senningen die Eurogruppe zu ihrem allerersten Treffen zusammen. Der Familienschnappschuss sagt einiges aus. Jacques Santer sollte noch einige Monate EU-Kommissionspräsident bleiben. Hinten links lugt Jean Guill, später Schatzamts- und CSSF-Direktor, ins Bild, sowie Philippe Maystadt, der später die EIB leiten sollte. Im Zentrum des Geschehens steht der konservative deutsche Finanzminister Theo Waigel mit der doppelten Kraft seiner Augenbrauen und der durchschlagenden deutschen Währungspolitik. Daneben flüstern die Sozialdemokraten Robert Goebbels und Dominique Strauss-Kahn wie Schulbuben. Die Konvergenzkriterien und die Ausrichtung der Zentralbank standen ohnehin längst fest. ms

Bip-Prozent struktureller Überschuss als mittelfristiges Haushaltsziel (OMT) – der nationale Rat für öffentliche Finanzen (CNFP) rechnet damit, dass die EU-Kommission das OMT für Luxemburg kommendes Frühjahr für die Periode 2020 bis 2022 anheben wird. Denn ihre Ageing Working Group hat ihre Vorhersagen für die demografische Entwicklung Luxemburgs jüngst auf 0,99 Millionen Einwohner 2060, beziehungsweise 1,04 Millionen Einwohner 2070 gesenkt. Deshalb würden die Altersausgaben schneller steigen, und der CNFP empfiehlt Maßnahmen zur Anpassung. Ob die tatsächlich notwendig sind, darüber werden die Sozialpartner zum gekommenen Zeitpunkt wahrscheinlich ausgiebig streiten. Denn um die öffentliche Verschuldung im Maastricht-Rahmen von 60 Bip-Prozent zu halten reicht nach CNFP-Berechnungen eine Anhebung des OMT von derzeit -0,5 auf 0,25 Bip-Prozent. Ein Ziel, das Luxemburg den CNFP-Berechnungen zufolge bis 2022 ohnehin überschreiten wird. Nur wenn die Regierung am selbstgesteckten Ziel festhielte, die Schulden unter 30-Bip-Prozent zu halten, wäre ein OMT von 1,5 Bip-Prozent notwendig. Übrigens haben die vergangenen Regierungen dem CNFP zufolge in den Jahren 2006 bis 2016 das nominale Saldo für das folgende Haushaltsjahr bei ihrer Schätzung im Frühjahr im Schnitt um 712 Millionen Euro überschätzt. Bei der Haushaltsaufstellung im Herbst wurde das Defizit immerhin noch um jeweils 349 Millionen Euro übertrieben. Einen Höhepunkt erreichte diese Praxis mit dem Haushaltsjahr 2013, für das man im Frühjahr 2012 ein Defizit von 1,2 Milliarden Euro veranschlagte, das aber, wie später festgestellt, mit einem Überschuss von 319 Millionen Euro endete. ms



Sorgenkind „Multimodal-Fracht“

Wäre nicht das Ergebnis von Containerumschlag und Logistik „schlecht“ gewesen, wie CFL-Generaldirektor Marc Wengler es nannte, dann hätte die CFL-Gruppe rundum stolz sein können auf ihre Jahresbilanz 2017. Das konsolidierte Betriebsergebnis der Bahn liegt mit 10,1 Millionen Euro zum vierten Mal in Folge im positiven Bereich. Es ist aber um 3,5 Millionen kleiner als 2016, und das liegt wesentlich an den 13 Millionen Euro Verlust, die CFL Multimodal, die Container- und Logistiksparte, verbuchte. Dieses Minus wiederum ist noch deutlich größer als die vier Millionen Euro Defizit, die 2016 geschrieben wurden.

Doch die Lage im Multimodal-Bereich ähnelt ein wenig der im klassischen Frachttransport vor dem Joint-Venture mit Arcelor-Mittal zu CFL Cargo: Damals spielten die im Vergleich zu den Nachbarbahnen kleinen CFL vor allem die Rolle einer Transitbahn, die Güterzüge kurz hinter der einen Landesgrenze abholte und sie kurz hinter einer anderen Landesgrenze wieder abgab – jeweils von und an eine größere Bahn. Lukrative Ganzzüge über weite Strecken transportierten die CFL damals selten. CFL Multimodal ringt heute um Kunden, die überhaupt bereit sind, einen Container per Bahn transportieren zu lassen. Sie hat gelitten unter Beeinträchtigungen ihrer Verkehre durch Streiks in Frankreich, und die Modernisierungen am Logistik-Terminal in Bettemburg sind noch jung, wollen erst einmal eingespielt sein und machen sich vielleicht erst in ein paar Jahren richtig bezahlt.

Die „Tendenz“ im Geschäft der Bahn sei aber „gut“, unterstrich Verwaltungsratschef Jeannot Waringo: 53 Prozent Umsatzzuwachs zwischen 2008 und 2017 auf zuletzt 882,3 Millionen Euro könnten sich sehen lassen, dass die Bahn im Personenverkehr von einem Passagierrekord zum nächsten fährt und 2017 fast 23 Millionen Fahrgäste transportierte, auch, und die rund zehn Millionen Betriebsgewinn des vergangenen Jahres sind immerhin das drittbeste Resultat der CFL-Geschichte.

Aus aktuellem Anlass war auf der Bilanzpressekonferenz am Montag dem Thema Qualität und Zuverlässigkeit viel Raum gewidmet. Der Anteil „pünktlicher“ Personenzüge – mit höchstens fünf Minuten und 59 Sekunden Verspätung – geht seit drei Jahren zurück und war mit 89,6 Prozent ein kleines Stück schlechter als im Vorjahr (89,8%). Im Unternehmensbericht über die „soziale Verantwortung“ steht, dass im Personenzugverkehr die Zahl der Beschwerden auf 2 598 stark zugenommen hat (2016: 1 587) und dass hauptsächlich Unpünktlichkeit, nicht verfügbare Informationen im Störfall und in zu Spitzenzeiten überfüllte Züge beklagt werden. Generaldirektor Wengler erklärte, die Bahn nehme das ernst. Er verwies auf die zurzeit vielen Baustellen und dass der Einbau des Sicherheitssystems ETCS in alle Züge „zeitweilig“ zu Knappheit von Sitzplätzen geführt habe. Die Informationslage soll sich mit der schrittweisen Inbetriebnahme eines digitalen Leitsystems verbessern, das auch automatisierte Durchsagen an die Passagiere erlaube. pf

Der Fall Fiat Finance and Trade wird vor dem Europäischen Tribunal verhandelt. Dabei hat die EU-Kommission große Mühe, zu erklären, warum das Ruling eine illegale Staatsbeihilfe darstellt

„Not sure I understand the logic?“

Michèle Sinner

Endlich! Mehr als zweieinhalb Jahre nachdem die EU-Kommission Luxemburg angewiesen hatte, von Fiat Finance and Trade rund 25 Millionen Euro an Steuern nachzufordern, weil das Steuer-Ruling der Steuerverwaltung eine illegale Staatsbeihilfe darstelle und die Regierung die Entscheidung anfocht, fand am Donnerstag die Anhörung vor dem Europäischen Tribunal statt. Es ist die erste einer ganzen Reihe von Anhörungen, die sich mit den Steuerkonstruktionen von multinationalen Konzernen in verschiedenen EU-Ländern auseinandersetzen werden.

Die Frage, wie viel vom Ausgang dieser Verfahren abhängt, ist dabei gar nicht mehr so leicht zu beantworten. Denn in der Zwischenzeit ist der Beps-Prozess bei der OECD, der Maßnahmen gegen die Gewinnverschiebung und die Erosion der Steuerbasis vorsieht, abgeschlossen und die europäischen Finanzminister haben eine ganze Reihe von Richtlinien verabschiedet, mit denen der europäische Rechtsrahmen an diese Beps-Vorgaben angepasst wird. Vergangenen Freitag erst nahm der Regierungsrat den Gesetzentwurf zur Umsetzung der Atad-Richtlinie an, die Anti-Missbrauchsregeln einführt und allerhand Schlupflöcher schließt (siehe Seite 8). Auch solche, um die es in den Staatsbeihilfeverfahren geht, die nun vor Gericht kommen, und die noch bei der EU-Kommission anhängig sind. Diese Entwicklung ist nicht mehr rückgängig zu machen. Andere gesetzgeberische Initiativen, die in die gleiche Richtung gehen, sind noch in der Pipeline.

So gesehen könnte man schlussfolgern, dass die Berufungsverfahren vor den Richtern in Kirchberg Makulatur sind. Denn von den strittigen Steuerkonstruktionen können multinationale Unternehmen in Zukunft kaum noch Gebrauch machen. Das Ziel ist erreicht, egal wie die Prozesse ausgehen.

Dennoch steht für die EU-Kommission und die betroffenen EU-Mitgliedstaaten, allen voran Luxemburg, die Niederlande und Irland sowie für die betroffenen Konzerne viel auf dem Spiel. Mal geht es um mehr oder weniger Geld, das Fiat, Starbucks und Co nachzahlen müssen. Apple drohen in Irland Nachzahlungen von 13 Milliarden Euro, was ungefähr den Jahresausgaben des Luxemburger Staats entspricht. Für Amazon – für diese Verfahren gibt es noch keinen Gerichtstermin – immerhin um 250 Millionen Euro. Doch im Prinzip geht es darum, ob die EU-Kommission, Hüterin des europäischen Wettbewerbsrechts, dieses einsetzen kann, um sich in Steuerfragen einzumischen. Ein Gebiet, für das eigentlich die Mitgliedstaaten zuständig sind, und auf dem im EU-Ministerrat das Prinzip der Einstimmigkeit gilt.

So gesehen hängt vom Ausgang der Verfahren ab, ob dieses Prinzip gekippt oder zumindest ausgehöhlt wird und daran arbeitet die EU-Kommission auch an anderen Fronten. Beispielsweise im Rahmen des Europäischen Semesters, innerhalb

dessen die Ausrichtung der nationalen Haushaltspläne und die Einhaltung der Euro-Stabilitätskriterien geprüft wird. In ihren letzten Beurteilungen und Empfehlungen an die EU-Finanzminister zum Luxemburger Stabilitäts- und Wachstumsprogramm hat sie unverblümt die Steuersituation angesprochen. „Some indicators suggest that Luxembourg’s tax rules may be used in aggressive tax planning structures“, hieß es darin fettgedruckt. Eine Feststellung, die weit über die sonst übliche Prüfung der makroökonomischen Kriterien hinausgeht. Noch beschränkte sich die EU-Kommission in ihren Empfehlungen auf die üblichen Aufforderungen, das effektive Renteneintrittsalter zu erhöhen und regulatorische Barrieren im Dienstleistungssektor anzubauen. Doch dass sie die Steuerpolitik überhaupt ansprach, ist an sich ein Affront und ein klarer Hinweis, dass es in Zukunft nicht leichter werden wird, die Hoheit über die nationale Steuergesetzgebung zu verteidigen. Sollten die Richter in Kirchberg der Kommission Recht geben, stärkt sie das in ihrem weiteren Vorgehen.

Für die Mitgliedstaaten, allen voran Luxemburg, geht es auch um die Rechtssicherheit. Denn wie wäre es um die Hunderte anderer Rulings bestellt, wenn die Richter vom Europäischen Tribunal das Fiat-Ruling kippen, weil sie zum Schluss kommen, es handle sich dabei um eine selektive Staatsbeihilfe?

Umso mehr konnte es am Donnerstag überraschen, dass es dem Vertreter der irischen Regierung, Paul Gallagher, überlassen war, zu argumentieren, die Kommission versuche auf „illegitime“ Art und Weise „die Staatsbeihilfe-regeln einzusetzen, um die nationalen Steuersätze zu harmonisieren“, indem sie ihr eigenes Konzept des Fremdvergleichsprinzips (*arm's length principle*) einführe, und sie erweitere dadurch in „ungeheuerlicher“ Manier ihre Kompetenzen.

Derweil stolperten sowohl die Vertreter der Luxemburger Regierung als auch der Kommission darüber, dass der Fremdvergleich in der Luxemburger Steuergesetzgebung bis 2015 so klar überhaupt nicht definiert war. Zur Erinnerung: Im Ruling von Fiat geht es darum, wie die Finanzierungsaktivität der Firma zu besteuern ist. Denn die Luxemburger Filiale des Konzerns sammelt Geld, indem sie Anleihen ausgibt, Bankkredite aufnimmt oder überschüssiges Bargeld anderer Filialen zentralisiert, und es auf der anderen Seite in der Form von Darlehen weitergibt (*d'Land*, 23.10.2015). In Marktpreisbericht, der dem Ruling beilag, zogen die Steuerberater einen Vergleich zu anderen Gesellschaften, die Darlehen vergeben und den Regeln, denen sie unterliegen; also zu Banken. So war es auch im Rundschreiben vorgesehen, das die Steuerverwaltung im Januar 2011 herausgab, um Artikel 164 Absatz 3 LIR ein wenig zu vervollständigen, in dem Vorteile, die durch gruppeninterne Transaktionen entstehen ange-



Die Anwälte der Luxemburger Regierung Denis Waelbroeck und Alain Steichen vor Beginn der Anhörung

sprochen wurden, ohne dass dabei explizit vom Marktprinzip die Rede ging.

Dass diese nur vage Regelung des Fremdvergleichsprinzips und zulässiger Methoden zur Berechnung von Transferpreisen erst 2015 enger gefasst wurde, brachte die Luxemburger Vertreter am Donnerstag in eine etwas missliche Lage. Schließlich waren sie angehalten zu belegen, Fiat sei durch sein Ruling keine Sonderbehandlung Zuteil geworden, keine Ausnahme gewährt worden, wobei das schwammig formulierte Rundschreiben keine besonders gute Grundlage lieferte, um bekräftigen, es habe einen festen und allgemeingültigen Rechtsrahmen gegeben, der den Inhalt des Rulings abdeckt.

Die EU-Kommission verstrickte sich ihrerseits in Widersprüche, da sie darauf beharrte, Fiat sei durch das Ruling individuell bevorteilt worden gegenüber von Firmen die keiner Gruppe angehören, die also kein Ruling zur Bestätigung ihrer Transferpreisberechnungsmethode beantragen können. Damit griff sie aber gleichzeitig das In-

Sowohl die Vertreter der Kommission als auch der Luxemburger Regierung stolperten immer wieder darüber, dass das Fremdvergleichsprinzip im Luxemburger Recht bis 2015 so explizit nicht existierte

strument an, mit dem der von ihr geforderte Fremdvergleich durchgeführt wurde und außerdem sichergestellt werden sollte, dass eine in eine Gruppe integrierte Firma mit einer unabhängigen Gesellschaft steuerlich gleichgestellt sei.

Die Richter interessierten sich in ihren Fragen besonders dafür, wie nach Ansicht der EU-Kommission das Fremdvergleichsprinzip funktioniert. Ob es ein allgemeingültiges Prinzip ist? Ob es in der nationalen Gesetzgebung festgehalten sein muss oder nicht, damit es angewandt werden muss und nach welchen Regeln gerechnet wird? „I thought I had understood the logic of the Commission but now I’m no longer sure I do“, so ein völlig verblüffter Richter nach der Mittagspause. Sie wollten außerdem wissen, womit die Kom-

mission überhaupt die Einleitung des Verfahrens gegen Fiat rechtfertigte, da sie in ihrer Entscheidung einfach voraussetzte, das Kriterium der Selektivität sei erfüllt und erst danach anfang zu untersuchen, ob Fiat durch die Maßnahme ein materieller Vorteil entstanden sei.

Genau das bestritten die Anwälte von Fiat vor Gericht. Sie unterstrichen, hätte Fiat in Luxemburg eine höhere Rendite bilanziert und mehr Steuern bezahlt, hätte das zu höheren Kosten und damit zu höheren Absatzmöglichkeiten in Italien geführt, wo der Steuersatz höher ist als in Luxemburg. „On est très loin de la planification agressive.“

Die Kommission wollte sich davon nicht beeindrucken lassen, musste deshalb aber ihre eigenen Argumente ad absurdum führen. Ihre Untersuchung, argumentierte sie, beziehe sich nicht darauf, ob der Fiat-Gruppe insgesamt über die Ländergrenzen hinweg ein finanzieller Vorteil durch das Ruling entstanden sei, sondern ausschließlich darauf, ob der Luxemburger Filiale ein Vorteil im Vergleich zu anderen Luxemburger Steuereinheiten entstanden sei. Was im Endeffekt in flagrantem Widerspruch mit den Aussagen der EU-Kommission steht, dass sie multinationale Unternehmen dazu bringen will, mehr Steuern zu zahlen.

Die Anhörung war bei Redaktionschluss noch nicht abgeschlossen. Am späten Nachmittag begannen die Richter, schließlich Fragen über die Auswahl der Berechnungsmethode für die Transferpreise zu stellen. Der Vertreter der Luxemburger Regierung, Alain Steichen, hatte mitunter große Mühe zu rechtfertigen, was sich die Steuerberater von Fiat Finance and Trade ausgedacht hatten.

¹ Laut Fremdvergleichsprinzip soll festgestellt werden, wie viel die Lieferung von Waren oder das Erbringen von Dienstleistungen zwischen Filialen einer Firmengruppe gekostet hätte, wenn sie, zu Marktpreisen, von außenstehenden Firmen erbracht und verrechnet worden wären.



Vertreter von Fiat und der Direktor für Steuerfragen im Finanzministerium, Carlo Fassbinder



Explosion der Börsenbarometer: auf eine Aktie kommen über 70 Aktienindizes



Viel mehr Maße als Stäbe

Wozu braucht man drei Millionen Indizes und was taugen sie in der Krise? Darüber sinnern nicht nur Börsen-Bären

Martin Ebner

Die neumodische Marotte, Geld aus überbeurteilten aktiv verwalteten Anlagefonds abzuziehen und stattdessen lieber in weniger gebührenträchtige Indexfonds zu stecken, sei „für die Gesellschaft schlechter als Marxismus“, härmte schon vor zwei Jahren die New Yorker Analysefirma Bernstein. Die Machtkonzentration bei einer Handvoll ETF-Anbietern, allen voran Black Rock, verzerrt den Markt, erstickt den Wettbewerb, ja untergrabe das ganze kapitalistische System. In diesem Zusammenhang sei eine „absurde Überfülle“ von Indizes zu beklagen: „Amüsiert und verzweifelt beobachten wir, wie die Leute neue Wege finden, die immer gleichen Aktien in Listen neu zu arrangieren.“

Wie viele Kennzahlen mittlerweile tatsächlich angeboten werden, zeigt eine Studie, die im Januar 2018 von der Index Industry Association (IIA) veröffentlicht wurde: Zum Stichtag am 30. Juni 2017 hatten die IIA-Mitglieder sage und schreibe 3,288 Millionen Indizes gemeldet. Auf Rohstoffe und Fremdwährungen beziehen sich davon zusammengekommen weniger als ein Prozent. Die allermeisten, über 95 Prozent, sind Aktienindizes: 3,14 Millionen. Dagegen zählt die Weltbank derzeit weltweit nur 43 039 Aktiengesellschaften, die an Börsen gehandelt werden. Lediglich rund 3 000 Aktien gelten als „hoch liquide“.

Die IIA wurde 2012 gegründet und hat ihren Sitz in New York. Sie vereint 14 große Index-Anbieter. Dazu gehört das Unternehmen S&P Dow Jones Indices, dessen Vorläufer anno 1896 mit dem „Dow Jones

Industrial Average“ den allerersten Börsenindex kreierte. Weitere Mitglieder sind beispielsweise FTSE Russell, STOXX und MSCI; zuletzt trat Hang Seng Indexes bei. Nach eigener Einschätzung repräsentiert die IIA damit 98 Prozent aller Indizes weltweit. Nicht dabei ist zum Beispiel der DAX, der seit 30 Jahren von der Deutschen Börse berechnet wird. Insgesamt gibt es demzufolge also sogar noch mehr Indizes: rund 3,35 Millionen.

Oft handelt es sich dabei wohl nur um Unterindizes mit geringfügigen Variationen, etwa wenn einzelne Länder, Branchen oder gar bloß einzelne Aktien ausgeschlossen oder beliebig neu kombiniert werden. Wird ein Index mal in Euro, mal in US-Dollar berechnet, wird das als zwei verschiedene Indizes gewertet. Der Trend ist trotzdem eindeutig. Im Jahr 2012 waren weltweit noch weniger als 1 000 Börsenbarometer gezählt worden. Dann wuchsen sie exponentiell, ab 2016 explodierte ihre Zahl geradezu. Die Eintrittsbarrieren sind gering: Ein Index lässt sich ohne großen Aufwand schaffen und verwalten, sobald die nötigen Computersysteme einmal eingerichtet sind.

Von den Werten, die den Indizes zugrunde liegen, lässt sich das nicht behaupten. In den USA zum Beispiel schrumpfte die Zahl der börsennotierten Unternehmen von 8 090 im Jahr 1996, dem bisherigen Rekord, auf gerade noch 4 336 Ende 2017. Gleichzeitig wuchs dort die Zahl der Aktienfonds auf 4 234, inklusive ETFs. Neue Firmen an die Börse zu bringen, scheint keine Priorität für die Wall

Street zu sein: Im vergangenen Jahr gab es bloß 160 Initial Public Offerings, aber 275 neue ETFs.

„Das ist das erste Mal, dass jemand versucht hat, das gesamte Index-Universum zu quantifizieren, und die Ergebnisse sind wirklich aufschlussreich“, sagte stolz Rick Redding, der IIA-Chef, als er den Report vorstellte. Die Studie soll künftig jedes Jahr wiederholt und aktualisiert werden. Die verwalteten Vermögen (AUM), die mit den diversen Indizes verbunden sind, werden dabei nicht betrachtet, weil die Index-Anbieter „keinen vollständigen Zugang zu diesen Daten haben“.

Während US-Aktien rund die Hälfte des weltweiten Aktienmarkts ausmachen, beziehen sich darauf nur neun Prozent der Aktienindizes. Dagegen betrachten 29 Prozent aller Indizes die ganze Welt. Auf Asien-Pazifik und Europa-Mittelmeerraum entfallen jeweils rund 24 Prozent, auf Schwellenländer 14 Prozent. „Die geographische Verteilung der Aktienindizes mag auf den ersten Blick überraschend erscheinen“, findet Redding. „Wenn man aber an die Zahl der Industrien und Branchen in jedem einzelnen Land rund um die Erde denkt, macht es Sinn, dass Europa und Asien größere Anteile an der Index-Landschaft haben.“

Anders sieht es bei Rentenindizes aus: Da entfallen auf Amerika rund 33 Prozent, Europa und Mittelmeer-Anrainer 29 Prozent, Asien-Pazifik 14 Prozent und Emerging Markets 0,5 Prozent. Das leuchtet Redding ebenfalls ein: „Themen wie Marktstruktur,

„Amüsiert und verzweifelt beobachten wir, wie die Leute neue Wege finden, die immer gleichen Aktien in Listen neu zu arrangieren.“

Steuerstatus und Umfang des Verbriefungsmarktes haben in Amerika eine viel größere Nachfrage nach Indizes für Staatsanleihen, Composites, Hochzinsanleihen und Verbriefungen geschaffen.“

Trotz des Rummels um Nachhaltigkeit, ethisches Investieren und Smart-Beta-Strategien erreichen die entsprechenden Indizes bislang zusammen nur weniger als sechs Prozent des gesamten Marktes. „Es besteht ein viel größeres Interesse an traditionellen Indizes zur Marktkapitalisierung“, sagt Redding. „Unsere Ergebnisse zeigen, dass Industrie- und branchenspezifische Indizes die häufigsten sind.“ Auf einzelne Industrie-Sektoren beziehen sich demnach 42,7 Prozent. Den ganzen Markt betrachten 14,8 Prozent, große Unternehmen 10,8 Prozent – dagegen nur 5,6 Prozent Smart-Beta (für Investments nach bestimmten Regeln, etwa zu Volatilität oder Dividenden) und 0,3 Prozent ESG (ethische Vorgaben).

Der Verdacht liegt nahe, dass die Expansion des Index-Universums mit dem Aufschwung börsennotierter Indexfonds zusammenhängt (ETF = exchange traded fund). „Passives“ Investieren hatte einen langwierigen Start: In den 1950er Jahren entwickelte Harry Markowitz eine Portfolio-Theorie, in den 1960ern William Sharpe ein Preismodell für Kapitalgüter – auf dieser Grundlage boten Wells Fargo und American National Bank ab 1973 erste Indexfonds für institutionelle Investoren an. Ein erster Versuch, „Index Participation Shares“ für den S&P 500 auf den Markt zu bringen, wurde im Jahr 1989 von einem Gericht in Chicago gestoppt. Vor 25 Jahren ging dann am 22. Januar 1993 der erste ETF im heutigen Sinn an den Start: der „SPDR S&S 500 ETF“ von State Street. (Dieser „Spider“ oder kurz SPY genannte Fonds kostet pro Jahr 0,09 Prozent Gebühren und ist heute mit einem Volumen von mehr als 266 Milliarden Dollar der größte am US-Markt.)

Mittlerweile sind von den zehn meistgehandelten Wertpapieren in den USA sieben ETFs. Nach Zahlen von Morningstar verwalten ETFs in den USA bereits 3,4 Billionen Dollar, in Europa immerhin 670 Milliarden Euro. Bernstein schätzt, dass weltweit rund 40 Prozent der verwalteten Vermögen (AUM) in passiven Fonds stecken, in Japan sogar 73 Prozent. Laut Bloomberg wurden im vergangenen Jahr 692 Milliarden US-Dollar in passive Fonds und ETFs neu investiert, dagegen 45 Milliarden Dollar aus aktiven Fonds abgezogen. Offensichtlich finden immer mehr Kunden, sie könnten sich aktive Manager sparen und einfacher oder zumindest preiswerter in einen ganzen Index investieren. Also Aktien nicht von Fonds-Verwaltern, sondern lieber von Index-Verwaltern auswählen lassen.

Rick Redding von der IIA weist allerdings darauf hin, dass es derzeit weltweit lediglich rund 5 300 ETFs gibt. Dafür bräuchte man wohl kaum drei Millionen Börsenbarometer. „Unsere Ergebnisse zeigen ganz klar, dass Benchmarking die Hauptanwendung für

Indizes ist. Vermögensverwalter und Investoren wollen Auswahl, wenn sie eine Benchmark suchen, die am besten ihr Portfolio und den zugrundeliegenden Markt repräsentiert.“ In Wirklichkeit sind es wohl vor allem die Vermögensverwalter und Fondsmanager. Wer seine Gebühren mit „outperformance“ im Vergleich zu einem Index rechtfertigen muss, könnte jedenfalls besonders motiviert sein, sich eine dafür geeignete Messlatte zu suchen. Oder gleich selbst einen passenden Index zu basteln.

Wobei die Unterscheidung von „aktiv“ und „passiv“ ohnehin so eine Sache ist. Zum einen werden aktive Investmentstrategien, etwa die Auswahl von Dividenden-Aristokraten, zunehmend in Indizes umverpackt. Zum anderen soll es vorkommen, dass Fondsverwalter selbst bloß an irgendwelchen Indizes kleben, sich aber für aktives Management bezahlen lassen. Die europäische Finanzaufsicht ESMA fand 2016 bei einer Stichprobe von 2 600 UCITS-Fonds, dass bei fünf bis 15 Prozent der Verdacht von „closet indexing“, beziehungsweise „index hugging“ bestehe. Da die ESMA keine Namen von Index-Schmusern veröffentlichte, wiederholte der Anleger-Verband Better Finance diese Studie – und prangerte dann 165 Aktien-UCITS an, zum Beispiel von Amundi, Deka, Henderson und Schroder. Bislang wurden Fondsmanager aber nur in Großbritannien und den Niederlanden zur Rückzahlung von Gebühren verpflichtet. Im November 2017 kündigte der ESMA-Vorsitzende Steven Maijor an, die Aufseher würden weitere Daten zu „closet indexing“ sammeln, weil überhöhte Kosten die Verbraucher schädigen.

Wie dem auch sei, der moderne Mensch kann jedenfalls ohne Börsenindizes nicht leben. Viele davon seien überflüssig und würden in Wirklichkeit überhaupt nicht genutzt, maulen Analysten von Bernstein. Wenn es sehr viel mehr Körbe als Eier gebe, würden die Leute ein derartiges Klassifikationssystem nicht mehr als nützlich wahrnehmen – und es bald wieder aufgeben. In den letzten 35 Jahren habe man wegen einer allgemeinen „außerordentlichen Asset-Preis-inflation“ gut passiv investieren können. In der Krise werde die aktive Auswahl von Assets aber wieder bedeutend, erwarten, beziehungsweise hoffen sie: „Geringe Erlöse werden passives Investieren als Mythos entlarven.“

„Aktiv oder Passiv bedeutet nicht mehr so viel wie früher. Nicht jeder Index ist eine gute Idee, auch nicht jeder Index-Fonds“, räumt IIA-Chef Redding ein: „Was zählt, ist, was in die Konstruktion eines Index alles eingeflossen ist und wie gut das in einem Investmentprodukt auf den Markt gebracht werden kann. Investoren müssen wissen, dass Indexieren allein keine Garantie für gute Ergebnisse ist.“

Die IIA hat zu ihrer Studie eine ausführliche Pressemitteilung veröffentlicht: www.indexindustry.org

Chronique Internet

Tezos, l’ICO historique qui a tourné court

Jean Lasar

Alors que les ICO, ces levées de fonds qui, s'appuyant sur la *blockchain*, vendent de futurs *tokens* et, ce faisant, contournent allègrement les réglementations financières, continuent d'enthousiasmer les investisseurs, le fiasco abracadabrante de Tezos illustre de manière particulièrement féroce les aléas de l'exercice. Conçue par un couple de jeunes prodiges de l'informatique et de la banque, Arthur et Kathleen Breitman, comme la solution ultime à l'épineuse problématique de la gouvernance des *blockchains*, Tezos était censé faire évoluer l'univers crypto, de la foire d'empoigne faite de force (informatique) brute, de guerres de chapelles et d'intox insolente qui y règne aujourd'hui, vers une sorte de démocratie éclairée et pacifiée. Habilement présenté dans deux « white papers » rédigés par Arthur Breitman, ces documents technico-visionnaires au format éminemment variable qui tiennent lieu de prospectus, le concept

Une partie des investisseurs de Tezos, s’estimant grugés, ont porté plainte l’an dernier à San Francisco

de Tezos, objet d'une ICO en juillet 2017, a permis de lever quelque 232 millions de dollars et reste à ce jour une des plus grosses levées de fonds de ce type. La valeur des *bitcoins* et *ethers* collectés a pratiquement doublé depuis, après avoir frisé les 700 millions de dollars en début d'année.

Mais au lieu de couvrir leurs futurs avoirs en *tokens* au regard d'une date de livraison de la si prometteuse plateforme, les investisseurs séduits par Tezos en sont aujourd'hui réduits à suivre les péripéties d'un embrouillamini judiciaire, notamment autour de leur conflit avec un banquier suisse, Johann Gevers, auquel le couple avait confié les rênes d'une fondation helvétique censée assurer l'impartialité de la gestion du pécule levé. En octobre 2017, on apprenait que les avocats des investisseurs de Tezos, s'estimant grugés, ont porté plainte l'an dernier à San Francisco, accusant les Breitman d'avoir vendu des titres sans visa réglementaire, d'escroquerie, de publicité mensongère et de concurrence déloyale. Un journaliste de *Wired* a accompagné

Kathleen Breitman ces derniers mois et recueilli ses confidences. Le portrait que le magazine brosse du couple le situe clairement dans la frange libertarienne, anarcho-capitaliste qui a fleuri à l'ombre de Wall Street : « Des gens qui croient qu'un marché absolument libre et auto-régulé permettra aux individus, liés les uns aux autres exclusivement par des contrats, de s'épanouir en harmonie radicale ».

La décision de faire appel à la structure d'une fondation reflète le caractère hybride de nombreux projets relevant de la *blockchain* : dans ce domaine qui n'en est encore qu'à ses balbutiements, ils aspirent typiquement à s'établir comme standards de facto dans le domaine qu'ils entendent « désintermédier » ou transformer, tout en cherchant à séduire des investisseurs attirés par la perspective des valorisations fulgurantes du *bitcoin* et d'autres *crypto-tokens*. Les fondations rassurent quant au risque de confiscation par une firme privée, tandis que le caractère privé de l'entité opérationnelle suggère que les profits seront au rendez-vous. Tezos correspond bien à ce montage dual. Une société qu'ils ont créée au Delaware est propriétaire du code-source, tandis que la « Stiftung » est dépositaire et administratrice indépendante des fonds collectés lors de l'ICO : la fondation de droit suisse est censée fournir l'indispensable surveillance réglementaire, sans pour autant imposer de carcan. Sauf que, paradoxe du cordonnier qui est toujours le plus mal chaussé, ceux qui ont voulu introduire dans le monde de la *blockchain* une gouvernance avancée sont eux-mêmes les victimes de ce bricolage qu'ils ont mis en place à cheval sur les États-Unis et la Suisse.

Zu den Fehlentwicklungen einer Nationalbibliothek

Munter drauflos experimentiert



Die Baustelle der neuen Nationalbibliothek auf dem Kirchberg. Warum ist der Neubau nur auf 30 Jahre ausgelegt?

Jean-Marie Reding

Bei politisch unbedeutenden Artikelkommentaren in Gesetzentwürfen hieß es früher „sans observations“. Heute steht dort „sans commentaire“. Genauso wurden hierzulande fast alle bibliotheksspezifischen Artikel in rechtlichen Vorarbeiten gekennzeichnet. Bibliotheken, insbesondere die der wissenschaftlichen Art, galten als gesellschaftlich notwendig. Gründungen geschahen jedoch meistens diskret, in politischer Gleichgültigkeit. Bibliotheksverwalter teilen dieselbe öffentliche Geringschätzung. Dabei verrichten sie die intellektuell sehr stimulierende Tätigkeit der richtigen Klassifizierung von Wissen. Eine seit etwa 150 Jahren existierende Bibliothekar-Ausbildung wird, ähnlich wie die Ägyptologie, bis heute als Orchideenfach angesehen.

Und nun wird diesem klischeebehafteten Außen-seiterberuf von hoher Stelle her auch noch das Ende prophezeit: Der Bibliothekar sterbe aus, so eine launische und von keinerlei Sachkenntnis getriebene Aussage eines Staatsministers (*RTL Radio Lëtzebuerg*, „Background am Gespräch“, 16.12.2017). Man stelle sich vor: Sämtliche Bibliothekar-Ausbildungsstätten der Welt hätten daraufhin ihre Tore geschlossen. Sie taten es seltsamerweise nicht. Vielleicht wäre es besser, es gäbe hierzulande nicht nur mehr Bibliothekare, sondern vor allem die der qualifizierten Art, besonders in Leitungspositionen. Die Budgetverbrennungersparnis wäre beachtlich, wie folgende Analyse zeigt.

Fehlentwicklungen

Einer nationalen Tradition zufolge – ein Land, eine Institution – beschränken wir uns geistig brav beschränkt auf eine einzige Bibliothek. Als gäbe es nur eine: die Bibliothèque nationale, national im historischen Sinne von staatlich („propriété de l’État“, Staatsratsgutachten, 21.10.1898). Deshalb kam sie per Budgetgesetz vom 28. März 1899 (Art. 167*ter*) zu ihrem Namen. „Bibliothèque de l’État“ (Staatsbibliothek) klang wohl schon Endes des 19. Jahrhunderts nicht hip und trendy genug. Ein weiser Entschluss, rückblickend betrachtet.

Der letzte Umzug mit 600 000 Büchern in vier Depots dauerte sechs Jahre. Diesmal sind es 1,5 Millionen Bücher in sieben Depots

In der BNL – falsch: der Bibliothèque nationale de [*la Ville de*] Luxembourg (Nationalbibliothek der Stadt Luxemburg) wird munter drauflos experimentiert, nach dem Anti-Branding-Motto: „Luxembourg, let’s make SHit happen!“ Was läuft schief?

A) Der letzte Umzug mit über 600 000 Büchern, verteilt auf vier Depots, dauerte sechs Jahre, von 1967 bis 1973. Am 15. November 1972 stellte ein Parlamentsbericht fest: „Le travail de contrôle et le classement de toute cette masse étaient énormes.“ Demnächst steht wieder ein Umzug an, diesmal sind es rund 1,5 Millionen Print-Bücher und sieben Depots. Logischerweise kann, entgegen der offiziellen Propaganda, Ende 2018/Anfang 2019 nur eine Fassade der neuen Nationalbibliothek eingeweiht werden. Die Eröffnung einer „Galerie nationale d’art luxembourgeois“ (Gnal) und die Einrichtung von „Sonstigem“, was gerade irgendeiner politischen Laune entspringt, im mehr als 300 Jahre alten intellektuellen Zentrum unseres Landes wird sich deutlich verzögern.

B) Der BNL-Neubau ist laut aktueller architektonischer Faustregel nur für 30 Jahre ausgelegt. Warum aber konnten entsprechende Neubauten in Frankreich für 50 Jahre und in Deutschland für 100 Jahre geplant werden? Entspricht eine Langfristigkeit-Maßeinheit *à la luxembourgeoise* etwa 30 Jahren? Dann wird die historische Existenz dieses Staates wahrhaftig eine kurze sein.

C) Versierte BNL-Katalogbenutzer staunen: Neueste Asterix-Bände und billigste Trivialliteratur finden sich seit Kurzem in den BNL-Beständen. Baut der Staat hier etwa einer (bestimmten) Gemeinde eine Stadtviertelbibliothek auf (*Lëtzeburger Journal*, 7. Dezember 2012)? Mögen andere Kommunen sofort ebenfalls derartige Forderungen stellen! Staatliche Stadtbibliotheken – und staatlich kontrollierte Medien – für alle! (*d’Land*, 14/2018)

D) „De Site ass net ideal“ (*d’Land*, 30/2013): Eine wie so oft rein politische Standortentscheidung wird insbesondere die Zukunft der doch aktuell so identitätsfimmelmäßig hochgeschätzten Luxemburgistik-Forschung auf Jahrzehnte belasten. Studenten (Acel) und Bibliothekare (Albad) hatten es 2013 vorausgesagt. Niemand wollte zuhören. Mit dem Universitätsumzug nach Esch/Belval im Sep-

tember 2015 fielen die BNL-Benutzungsstatistiken dramatisch. Wer nicht hören will, muss fühlen, und zwar wie viele jahrzehntelange Folgekosten diese Entscheidung generieren wird.

E) Das Internet führt dazu, dass allgemeine Nachschlagewerke immer weniger benutzt werden. Die luxemburgischen Flohmärkte sind voll von Brockhaus & Co.; für einen Euro gibt es ein Kilo Bücher, äußerst praktisch zur Stubendekoration. Eine BNL, eine *non-fiction library par excellence*, müsste theoretisch sofort umdenken und würde keinen überdimensionierten Lesesaal benötigen.

F) Zumindest in Europa wird die BNL die erste Institution ihrer Art mit Bücherbusgaragen. Im Klartext: In einer Demokratie ist es keineswegs üblich, dass ein Regierungsbus mit Regierungsbüchern, ausgewählt von Regierungsbeamten, durch anscheinend autonome Gemeinden fährt (*Tageblatt*, 20. Mai 2017).

Lösungsansätze

Um eine neue Nationalbibliothek des Landes Luxemburg (richtig übersetzt: Bibliothèque nationale du [*pays de*] Luxembourg) doch noch auf einen vernünftigen Weg zu bringen, hier einige wissenschaftlich fundierte Vorschläge, basierend auf Geschichte und aktueller Forschung:

Ad A) Wird es zu einem Stillstand der Luxemburgistik-Forschung kommen, weil weltweit einzigartige Dokumente für mehrere Monate gesperrt werden? Zuzutrauen ist das unserem Kleinhirnstaat durchaus. Denn einen Vorgeschmack gab es bereits vor kurzem („La recherche se repose“, *d’Land*, 08/2018). Ein professionelles Vorgehen während des Umzugs, wie auswärts üblich, bedeutet einen Aufbau von zwei Ausleihstationen (am alten und am neuen Standort), mit einem tadellos funktionierenden Bestandsnachverfolgungssystem und so weiter. So käme man jeden Moment an seine Quellen, was eigentlich normal wäre.

Ad B) Alles zu digitalisieren geht nicht, solange ein internationales Urheberrecht existiert. Papierlose Nationalbibliotheken bleiben eine Utopie. Die Bestände der Nationalbibliotheken in Paris und Frankfurt/Leipzig wuchsen schneller als erwartet; heutige Planungsrechnungen gehen von mindestens 20 Jahren weniger aus als vorgesehen. *Print is still king*. Zum Beweis: Der weltweite Buchhandlungskiller Amazon eröffnet zurzeit erste Print-Buchhandlungen. Und was sagt unsere Geschichte? Im Jahre 1976, drei Jahre nach Eröffnung der BNL, ging ihr Leiter wegen Platzmangels auf die Suche nach einem ersten Ausweichdepot. Lösung A): Sofort auf Depotsuche gehen! (vielleicht das Ex-BNL-Gebäude?) Lösung B): Die BNL auf ihre primäre Aufgabe (Luxemburgensia) beschränken und somit Spielraum für 50 Jahre schaffen.

Ad C) Erneut liefert ein Blick in die Geschichte die Antwort: 1962 sonderte ein überaus kluger BNL-Leiter, Joseph Goedert (*1908-†2012), die Unterhaltungsliteratur aus, um einer über Jahrzehnte hinweg fälschlich entstandenen Volksbibliothek ein Ende zu bereiten. Wenn auch bis heute kein BNL-Leiter fachlich qualifiziert war, beziehungsweise ist: Goedert handelte richtig! Heute müsste angesichts der Masse eine zu bildende Aussonderungskommission eine wissenschaftliche Bestandsqualität wiederherstellen. Zu entfernende Medien,

von der Allgemeinheit immerhin finanziert, sind nicht sinnlos zu zerstören, sondern anderen Bibliotheken zu schenken, wie das 1962 geschah. Bemerken wir, dass die Präsenz einer staatlichen wissenschaftlichen Universalbibliothek auf einem Gemeindeterritorium diese Gemeinde nicht von ihrer Volksbibliothekenaufbauverpflichtung (inklusive Zweigstellenbibliotheken) entbindet.

Ad D) Dokumente zwischen Luxemburg und Esch-sur-Alzette hin und her zu transportieren, ist kostenintensiv und nicht nachhaltig. Riskant ist es auch, denn dabei kann es zum Verlust von Unikaten kommen. Eigentlich ist der Aufbau einer zweiten Nationalbibliothek innerhalb der Belvaler Universitätsbibliothek vorprogrammiert (*Tageblatt*, 24. Januar 2014). Allerdings: Sollte ein unter permanentem Minderwertigkeitskomplex leidendes Großherzogtum nicht mindestens zwei Universitäts-, ja gar zwei Nationalbibliotheken besitzen dürfen? Wie das große Deutschland? Eigentlich nicht, wo doch Geldverschwendung ein gesellschaftliches Gräuel darstellt. Doch angesichts des Parlamentsvotums vom 21. März 2013 ist dies unvermeidlich. *Shit happens!*

Ad E) Nationalbibliotheken besitzen naturgemäß ein Buchmuseum, wo sie doch sämtliche im Nationalstaat veröffentlichte Drucke aufbewahren. Für diesen Zweck kann ein überproportionierter Lesesaal als Ausstellungsfläche erhalten. Um sich vom nationalen Literaturarchiv (CNL) in Mersch abzugrenzen, das die BNL literaturwissenschaftlich im Jahrzehnte abgehängt hat, bleibt einer Nationalbibliothek nur eine Fokussierung auf die Buchwissenschaft übrig. Wenigstens handelt es sich um ein nationales Feld mit einem gigantischen Potenzial, Pionierarbeit zu leisten. Was übrigens jede zusätzliche Personalaufstockung der BNL überhaupt rechtfertigen würde.

Ad F) Der weltweite Trend des Fahrbibliotheksaussterbens seit den 1970er Jahren (*d’Land*, 31/2001) wird nicht vor der Insel Luxemburg halt machen. Lernen wir vom (nahen) Ausland! Ersetzen wir die staatlichen *mobile libraries* endlich durch ein effizientes Dorfbibliotheksaufbauprogramm, das nebenbei die kommunale Autonomie, ergo die Demokratie, allgemein stärkt. Lohnt sich das? Das nahe Ausland, Lothringen etwa, beweist es sehr anschaulich und schon seit 30 bis 40 Jahren. Und bitte: Schluss mit drittklassigen Bücherschränken! (*d’Land*, 17/2017)

Fazit

Zum Lieblingssport der Luxemburger gehört es, jeden Tag das Rad neu zu erfinden. Jedoch wird dieser stete vermeintliche Innovationsdrang überwiegend durch mangelnde historische Kenntnisse und Ignoranz von Trends durch Nicht-Lesen aktueller Fachliteratur bestimmt. Wie aber kann der ahnungslose Laie die Spreu vom Weizen trennen? Wie werden Schnapsideen allgemein am besten entlarvt? – Wie hier oft erwähnt, durch folgende Fragestellung: Warum haben ähnliche Denkergebnisse im Ausland nichts bewirkt? Kurzgefasst: Warum klappte es anderswo nicht? Eine in der Regel darauffolgende Ratlosigkeit bedarf keines weiteren Kommentars.

Jean-Marie Reding ist Bibliothekar.



Computersimulation (links) und Rohbau des künftigen Lesesaals der Nationalbibliothek



Die kleine Zeitzeugin

Positiv diskriminieren

Michèle Thoma

Irgendwann, vor langer, langer Zeit, aber das tut eigentlich nicht zur Sache, es hätte gestern sein können oder es könnte morgen sein, und es könnte irgendjemand sein, aus einem Kulturkreis, der sich seiner selbst so sicher ist, dass ihm oder ihr das nicht einmal bewusst ist.

Weiße junge Frau, zum Beispiel aus Luxemburg, ein privilegierter Mensch aus einem privilegierten Land, frisch aus dem Flugzeug geschlüpft und hinein in die infernalische Hitze der New Yorker U-Bahn und wieder raus: Aha, wo bin ich hier? Keine Ahnung. Da, der U-Bahnfahrer tritt aus der Fahrerkabine, und inmitten des Menschengewimmels bittet sie den alten, schwarzen Mann um Auskunft. Der antwortet nicht, geht wortlos weiter.

Weißes, blauäugiges Fräulein ist nicht nur frustriert, sie ist beleidigt. Enttäuscht, zutiefst enttäuscht. Wie kann er mir das antun?! Mich zu ignorieren, die ihn zur Kenntnis nahm. Mich, die junge, vorurteilslose Weiße; mich, die ihn, gerade ihn, auserkoren hatte, mir weiter zu helfen. Die ich mit Schwarzen spreche wie mit jedem anderen. Und dann lässt er mich stehen. Mich, die junge Weiße, die Latein kann und auf seiner Seite ist. Gegen die Kapitalisten und gegen den Vietnamkrieg. Wahrscheinlich sind sie gar nicht so, wie ich mir das vorstelle. Onkel Tom hat mich zutiefst enttäuscht.

Ein als fortschrittlich geltender Arzt in Luxemburg war sehr ausländer_innenfreundlich, in seinem Wartesaal in der Stadt saßen beinahe nur Portugies_innen, es war in den Siebzigerjahren, als die Ausländer noch aus Portugal kamen. Jahre später war das Bild ein anderes, nicht nur, dass der Arzt bei der Erwähnung von Cattenom angeödet abwinkte, er machte auch abwertende Bemerkungen bezüglich jener, die früher hauptsächlich seine Patienten waren. Was war passiert, dass sein Weltbild so gekippt war? An einem bestimmten Punkt war sein Engagement ins Gegenteil umgeschlagen. Hatte er plötzlich das Gefühl, dass denen, denen er geholfen hatte, gar nicht zu helfen war? Denen ...

Welchen Illusionen hat mensch angehangen, bis er dann angeblich realistisch, eher verbittert ins andere Extrem umschwenkt? Sie sind doch nicht so, wie ich sie mir erträumt hab. Der edle Wilde, der geniale Jude, der musikalische Zigeuner. Der gutmütige Schwarze, der das Tanzen im Blut hat. Die von primitiven Luxemburgerinnen unterdrückte Portugiesin. Der Flüchtling mit dem Heiligenschein. Der sensible Schwule.

Wie können sie mir das antun, nicht so zu sein, wie ich sie mir vorstelle im Weltbilderbuch, in dem sie meine Helden zu sein haben? So anders als „wir“, so menschlich, so musisch, mit Familiensinn, Spontaneität, Humor, einem interessanten Gott, überhaupt so interessant. Die Chance, dass sich jemand als Beschützerin und Schutzpatronin aufspielt, einfach so verspielen? Nicht einmal schätzen, würdigen? Wie können sie diese An-Erkennung verkennen? Wie können sie derart ent-täuschen?

Und warum verdrehen jüdische Freund_innen die Augen, wenn ich auf der Intelligenz ihrer Community beharre, sie gar interessant finde? Ist eine Talkshow nicht schon dann gerettet, wenn jemand, dessen Judentum erwähnt wird oder bekannt ist, in der Runde sitzt? Sind sie denn nicht eloquenter als die anderen, schlagfertiger, witziger, und ist das nicht auch logisch, weil in jüdischen Schulen die Redekunst eine wichtige Rolle spielt?

Und dann diese Familiengeschichten, die weltweiten urbanen Verflechtungen, mit denen die, deren Vorfahr_innen vorwiegend die Scholle beackerten, gar nicht mithalten können? Was haben wir schon groß zu erzählen?

Gönnerhafte Überheblichkeit, Verherrlichung und Romantisierung von Ethnien, Bevölkerungsgruppen, Einzelnen, die nicht der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft entsprechen, ist jenen, von denen sie ausgeht, oft nicht einmal bewusst. Auch nicht, dass sie damit sich selbst verherrlichen, letztendlich.

Was ist denn, ich hab doch was Positives gesagt?



Wie können Menschen mir das antun: Nicht so zu sein, wie ich sie mir vorstelle?

Fußball-Weltmeisterschaft 2018

Migrationsgesellschaften am Ball

Charles Wey

Nachdem die Schweizer Nationalmannschaft ein Unentschieden gegen den Favoriten aus Brasilien erkämpfte, waren sich die Kommentatoren einig, bei welchem Spieler sich die Eidgenossen in erster Linie zu bedanken hatten. Der defensive Mittelfeldspieler Valon Behrami hatte den brasilianischen Starspieler Neymar 70 Minuten lang nahezu vollständig aus dem Spiel genommen. Der gebürtige Jugoslawe steht nicht nur wegen seiner robusten Spielweise exemplarisch für die Schweizer Mannschaft. Er gehört auch zu den vielen Spielern mit Migrationshintergrund im Kader der Helvetier.

Die Nationalelf der Schweiz repräsentiert ebenso wie die belgische, deutsche oder französische eine Einwanderungsgesellschaft. Interessant ist, wie sich die wirtschaftspolitische und koloniale Geschichte der jeweiligen Staaten auf die Zusammensetzung ihrer Nationalmannschaft auswirkt. Während für Belgien und Frankreich viele Spieler mit Vorfahren aus Afrika auflaufen, ist der Kader der Schweizer von balkanstämmigen Fußballern geprägt. Das deutsche Team hat mit Mesut Özil und Ilkay Gündogan zwei Spieler türkischer Herkunft.

Den vier Nationalmannschaften ist also gemeinsam, dass Spieler mit Migrationshintergrund eine tragende Rolle spielen und einen großen Anteil am Erfolg haben. Kaum verwunderlich, genießen junge Männer wie Vincent Kompany in Belgien, Jérôme Boateng in Deutschland, N’Golo Kanté in Frankreich und Valon Behrami in der Schweiz höchste Wertschätzung – nicht nur in der Welt des Sports, sondern in breiten Teilen der Gesellschaft. Die Fußballnationalmannschaft ist in diesen vier Ländern einer der wenigen Bereiche, in denen Menschen mit Migrationshintergrund nicht nur eine Möglichkeit geboten wird, die Gesellschaft, in der sie leben, auf globaler Bühne zu repräsentieren. Ihre Leistungen werden auch honoriert. Diese Anerkennung einer pluralistischen Gesellschaft lässt sich beispielhaft an großen Fußballturnieren beobachten. Nie zuvor wurde das multikulturelle soziale Gefüge in Frankreich derart hochgelobt wie nach dem Sieg der Equipe Tricolore bei der Heim-WM 1998.

Dabei stellen die Nationalmannschaften an sich einen Anachronismus im modernen Fußballgeschäft dar. Professionelle Spieler entscheiden sich für den meistbietenden Arbeitgeber und wechseln für mitunter horrenden Summen die Vereine, sofern ihnen oder ihrem Umfeld ein Transfer opportun erscheint. In internationalen Topvereinen, wie Paris Saint-Germain, stehen Fußballer aus der ganzen Welt im Kader. Bei großen Turnieren wie der EM und der WM werden hingegen nationale Herkunft und Zugehörigkeit suggeriert und insze-

Der Weg zur Anerkennung in einer pluralistischen Gesellschaft am Beispiel großer Fußballturniere

nirt, die im Alltag des modernen Profifußballs zunehmend an Bedeutung verlieren.

Nicht wenige Fußballer mit Migrationshintergrund, die über eine Doppel-Nationalität verfügen, entscheiden sich denn auch aus sportlichen Gründen für eine von zwei möglichen Nationalelfs. Während Mesut Özil ebenso für die Türkei spielen könnte, sich aber für die wesentlich besser aufgestellte deutsche Mannschaft entschieden hat, fiel die Wahl des gebürtigen Schweizer Ivan Rakitic aus sportlichen Gründen auf die kroatische Auswahl. Dem Weltklasse-Spieler Rakitic wurde seine Wahl in der Schweiz übel genommen – nicht nur im Fußballverband, sondern auch in den Milieus, denen jede Gelegenheit recht ist, Migration auf gesellschaftlicher Ebene zu problematisieren.

Es ist sicher kein Zufall, dass sich rechtspopulistische Parteien in den vier erwähnten Ländern zu wichtigen Akteuren im politischen System entwickelt haben.



Valon Behrami (links) in einem Testspiel 2015 gegen Österreich

Zu Gast

Zukunft. Zesammenhalt. Gutt Liewen

35 Joer sinn et elo, datt Déi Gréng fir hier Iddie kämpfen a säit fënnef Joer maache mir dat och an der Regierung. Mir beweisen. datt mer fir en eegene gréng Politikstil stinn, dat heescht Leidenschaftlecht kämpfe fir d’Saach, ouni onnéideg Polemik, sachlech a lösungsorientéiert, an am Dialog mat de Biergerinnen a Bierger. Dës Missioun gëllt et elo. weider ze féieren.

Lëtzebuerg ass haut a villerlee Hisiicht méi erfolgräich an attraktiv ewéi jee. Eist Land boomt an zitt international Entreprises aus ganz ënnerschiddleche Branchen un. Mënschen aus der ganzer Welt komme bei eis, fir hei ze liewen an ze schaffen. Den enorme Wirtschaftswuesstem, dee mir erliewen, stellt eist Land awer och viru Problemer.

Den Individualverkéier féiert zu Stau, den ëmmer méi grouse Besoin u Fläche bedreet eis natierlech Landschaften, bezuelbare Wunnraum ass knapp an

d’Präisser klammen. A bei wäitem net all Awunner profitéiert a gläichem Mooss vum Wuesstem.

Déi, déi bei eis kommen, an déi, déi schonn ëmmer hei ware sehnen sech no gudder Liewensqualitéit, no Sécherheet an no engem gudden Zesummeliewen an eisen Dierfer a Stied. An net zulescht verbënnt se och d’Léift zu eiser schéiner Natur an eisen eenzeartege Landschaften, souwéi zu eiser Interkulturalitéit.

Lëtzebuerg läit am politeschen an institutionellen Häerz vun Europa an huet ëmmer vu Weltoffenheet an oppene Marchée profitéiert. Dësem Land geet et gutt, wann et Europa gutt geet. Haut ginn dës Prinzipien op der ganzer Welt ëmmer méi a Fro gestallt. De Populismus ronderëm eis gëtt ëmmer méi staark an destabiliséiert net just eis Nopeschlänner Frankräich an Däitschland, mä och aner wichteg Membere vun der EU ewéi Italien oder och nach d’Vereenegt Kinnékräich.

All dës Onsécherheete féieren dozou, datt verschiddener Angscht hunn, net méi matzekommen. Bei Ville mécht sech d’Gefill breed, datt mat all Prozent méi Wuesstem och eppes verluer geet, wat Lëtzebuerg fir si ausmécht. Eppes ass sécher: weder mat engem blouse Verwalte vun de bestoende Verhältnisser, nach mat Ofschottung an engem plomme „Lëtzebuerg first“ loosse sech déi grouss Ëmbréch vun eiser Zäit, ewéi Digitaliséierung, Kli-

Bislang bekommen sie nur geringen Zuspruch, wenn sie die Zusammensetzung der jeweiligen Fußballnationalmannschaften öffentlich kritisieren. Jean-Marie Le Pens abschätzige Bemerkung über das französische Weltmeisterteam von 1998 oder Alexander Gaulands Aussage über den dunkelhäutigen Spieler Jérôme Boateng seien hier als Beispiele genannt.

Leistet sich ein Nationalspieler mit Migrationshintergrund aber (mutmaßlich) einen Fehltritt, kann seine Herkunft zum Thema öffentlicher Debatten werden, wie die medial hochgespielte Affäre um den Franzosen Karim Benzema zeigt. Dem Stürmer von Real Madrid wird vorgeworfen, in die Erpressung seines ehemaligen Teamkollegen Mathieu Valbuena verwickelt zu sein. Noch ehe ein Gerichtsurteil gesprochen wurde, verbannte der französische Verband auf politischen Druck hin den wohl erfolgreichsten aktiven Fußballer Frankreichs aus dem Kader der Bleus. Obschon Benzema als schwieriger Charakter gilt, scheint auf seinem Rücken eine gesellschaftliche Debatte ausgetragen zu werden, die Frankreich immer mehr entzweit: die um den Platz des Islam in Frankreich.

Am Beispiel der Fußballnationalmannschaften lässt sich zeigen, wie die koloniale Vergangenheit, die Weltwirtschaft und die Globalisierung auf das Konstrukt der Nation einwirken. Und man kann beobachten, wie Akteure des politischen und öffentlichen Lebens die Antwort auf die neuen Herausforderungen im Rückzug in die imaginierte Vergangenheit nationaler Realitäten suchen.

mawandel oder den Opstg vun autoritäre Regierungen ugoen.

Well mer eist Land gär hunn.

Mir Gréng maachen iwwerall wou mer kënnen, an de Gemengen, an der Regierung an an Europa, eng Politik mat engem laangfristige Bléck op d’Zukunft, eng Politik fir e liewenswäert Land, an deem den Erfolg vun de Kanner net vum Portmonni vun den Elteren ofhänkt; fir eng nohalteg an innovativ gréng Ekonomie, déi op eise Stärkten opbaut a sécher Aarbechtsplaze schafft; fir eng oppen an inklusiv Gesellschaft, an där mir zesummen- an net laanschtenee liewen.

Dat maache mir net fir Wahlresultater, mee aus Iwwerzeegung a well mer eist Land gär hunn. Léift verbënn, Nationalismus trennt eis. Dëst Land gär hunn, dat ka jiddereen, deen hei schafft a wunnt. Net just déi, déi lëtzebuergesch schwätzen oder Lëtzebuerger sinn. Mir lueden all déi Mënschen an, mateneen d’Land ze gestalten an d’Weeche fir d’Lëtzebuerg vu muer ze stellen.

Mir gréng hunn an de leschte fënnef Joer munches erreecht a mir sinn houfreg drop. Mir wäerten eise Bilan an eise gréng Politikstil an den nächste Méint offensiv verdeedegen a schaffe weider drun, datt Gréng dëst Joer vun de Biergerinnen a Bierger gestärkt gëtt. Christian Kmiotek



tablo

Le minigolf, c'est le golf du pauvre, le jeu miteux qu'on joue avec les grands-parents dans les hôtels de vacances *all inclusive* (photo : celui de la Vallée de la Pétrusse en ville). Non, ça ne doit pas forcément être ringard, disent les Rotondes, qui, pour les dix ans de la création de leur asbl et les onze ans d'occupation des anciens bâtiments des CFL, proposent une relecture du jeu aux 18 trous par autant d'artistes (ou duo d'artistes). Cela s'appelle *18 – Une nouvelle approche du minigolf* et prend la forme d'une exposition ludique. On y retrouvera des artistes qui ont déjà travaillé d'une manière ou d'une autre avec les Rotondes, des gens comme Daniel Wagener, Feipel & Bechameil, Sven Becker (photographe du *Land*), qui travaille ici avec Paul Schroeder, Wennig & Daubach, Filip Markiewicz, Serge Ecker ou Max Mertens. Le vernissage, jeudi prochain, 28 juin à 18 heures, promet de devenir épique (jusqu'au 26 août ; [rotondes.lu](#)). jh



Politique



Flonflon et respect,

en l'occurrence ils font très mauvais ménage, boulevard Roosevelt, où l'on a pieusement inauguré dimanche un monument à la mémoire des victimes de la Shoah. Fête de la musique oblige, il disparaît aujourd'hui derrière une estrade, pour un peu on l'aurait installée tout autour de la sculpture (photo : ld). Je laisse de côté la question de savoir si pareil genre d'art a encore sa place dans un lieu public. Mais une fois qu'on s'y décide, il faut du respect qui ne dure pas qu'un jour ou deux. Là, ça porte au cynisme, et l'on présume que la fête se déroulera aux sons d'une musique klezmer. lk

Voilà, c'est fini

Les deux responsables d'Esch 2022, Andreas Wagner et Janina Strötgen, qui, avec leur concept *Remix culture*, avaient réussi à décrocher la troisième nomination de capitale européenne de la culture pour le Luxembourg, quittent le navire. Leur contrat expire fin juin. Ils n'ont pas réussi à trouver un accord avec le nouveau conseil d'administration sur les postes qui leur étaient proposés dans le nouvel organigramme – directeur artistique pour Wagner et attachée de presse (!) pour Strötgen, avec une dégradation substantielle des salaires à la clé. jh

Politique

Le bénévolat a ses limites...

...était un des constats des responsables de la Theaterfederatioun (photo : Nicolas Steil, Carole Lorang, présidente, et Peggy Wurth / TPC), ce mercredi lors d'une conférence de presse présentant les résultats de la restructuration de la fédération et les revendications du secteur en amont des élections législatives. Entamée début 2017, cette restructuration de la fédération fondée en 1996 comme plateforme du patronat, l'a amenée à s'ouvrir à tous les métiers, via l'Aspro qui défend les intérêts des indépendants. « On peut dire aujourd'hui qu'on représente *tout* le secteur des arts de la scène », se réjouit Lorang. Un secteur qui emploie, selon ses estimations, aux alentours de 300 personnes et fonctionne toujours beaucoup sur base de bénévolat, notamment en ce qui concerne les charges administratives dans les petites structures. Or, « nous sommes désormais à un *turning point* », constata la metteuse en scène et directrice du Centaure Myriam Muller : la professionnalisation et l'internationalisation des spectacles et des artistes demandant un accompagnement qui soit à la hauteur. Plutôt que seulement des moyens financiers, la FLTP demande une vision politique pour la culture et un soutien administratif. jh

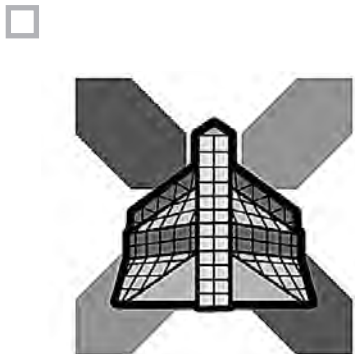


Politique

Chère Ville de Luxembourg,

il faut qu'on parle. D'urgence. C'est quoi cet « art urbain » que tu installes partout et qu'on aurait plutôt tendance à qualifier de « pollution visuelle » ? Déjà, la décoration des containers et de toutes sortes de petits bâtiments par des graffitis de plus en plus colorés et vides de sens, c'était limite. Mais là, la dernière « installation » de la rue Philippe II, intitulée *Walk the line* et réalisée par l'agence de « design social » Socialmatter (Charles Baudouin et Giacomo Piovani) bat tous les records en ineptie. En la voyant pour la première fois, on s'est dit, « ah tiens, la Ville autorise désormais les riverains, même de la très chic rue Philippe II, à étendre le linge, c'est chouette ! » tellement les bidules roses pendant de fils au-dessus de nos têtes rappelaient des serpillères accrochées là pour sécher, comme dans les villes du sud. Mais en fait, non, ce n'est pas ça du tout : ce sont des rectangles en tôle percée et teinte en rose qui, si on les regarde d'un point concret – la ligne rose peinte sur le sol au croisement avec la Grand-Rue –, sont censés devenir une ligne, qui invite le client à emprunter cette rue (du luxe), plutôt qu'une autre. Parce que, oui, les actions annuelles de *Un été pas comme les autres* dans une rue pas comme les autres, qui nous ont déjà valu des installations de parapluies, de balançoires ou de tuyaux métalliques, sont initiées et financées par les commerçants, en collaboration avec la Ville et la caution morale du Casino. Mais pour l'aspect artistique, on repassera, ça ne fonctionne pas du tout, question de proportions aussi. C'est ce qu'un pionnier de l'art jouant avec la perspective comme Felice Varini, avait bien compris : il faut mettre le paquet si on veut que ça claque visuellement. Comme là, c'est juste une animation touristique de plus. jh

Images



Xi veut dire pratique...

...en mandarin. Pas sûr qu'un membre du groupe responsable du *nation branding* du gouvernement ait fait ce rapprochement en nommant les émoticônes développées par l'agence de pub responsable du logo de cette campagne « emoXiën » (comme *emojis*, mais avec le X du logo). Hier, jeudi, le ministère a publié une série de 120 de ces émoticônes, tous sur le mode du X bicolore bleu et rouge, qui permettent de symboliser la place bancaire, le Mudam (image), des mots typiques ou des symboles de l'identité nationale (Gille Fra, Superjhemp...), les internautes étant invités à les intégrer dans leurs communications électroniques... On commence à toucher le fond de la sémiotique. jh

Poètes artistes A/R

On adore les illustrations de l'auteur Roger Manderscheid, ces personnages sans visage dont il enrichissait parfois ses livres. Mais, pas de chance, il ne fait pas partie de l'exposition *Texte & Images – Dialogues*, qui s'ouvre mardi, 26 juin, à 19h30 au Centre national de littérature. Par contre, y seront présentés les travaux visuels de Jean Back, Georges Hausemer, Jean-Paul Jacobs ou Lambert Schlechter, ainsi que les dialogues entre art et littérature instigués par Vodaine, Simoncini, Didier ou Kerg (que des hommes, en 2018 ?). jh

Cinéma

It's my party, and I cry if I want to...

...se diront probablement les professionnels du cinéma le 22 septembre, lors de la soirée de remise des *Filmpräis* 2018. Ils risquent d'avoir une larme à l'œil en constatant la profonde crise budgétaire dans laquelle risque de sombrer le secteur, faute de moyens financiers (voir p. 5). Mais osons spéculer qu'à trois semaines des législatives, leur ministre de tutelle Xavier Bettel (DP) aura une solution à proposer. Ce mercredi, Claude Waringo, producteur de Samsa et président de la Filmakademie asbl, regroupant tout le secteur du cinéma, soit un millier de personnes, a présenté les listes des nominés au *Filmpräis*. Soit une cinquantaine d'œuvres réalisées ces deux dernières années et trente professionnels, créatifs et techniciens. Dans la catégorie-reine, le long-métrage luxembourgeois, il y a sept nominations, de *Gutland* de Govinda Van Maele (photo : sb) à *Rusty Boys* d'Andy Bausch. Les membres de l'académie ont jusqu'au 7 septembre pour voter. jh



Théâtre



Je suis géniale !

Dernière recommandation théâtre avant la fin de la saison : allez voir Eugénie Anselin dans son *one-woman-show* *Wow !*. Parce que Anselin a commencé en tant qu'humoriste en fait, au début des années dix, avec son premier spectacle humoristique, *Attention, chantier en cours !* Elle avait alors 19 ans. Depuis, elle a incarné Charlotte Wampach dans *Weemseesdet*, incarné d'innombrables rôles au théâtre et au cinéma – comme *Mobile Home*, *Eng nei Zäit* ou *Bad Banks* – et affiné son style, de même impertinente qui participait à l'émission *On ne demande qu'à en rire* sur France 2 à actrice bien droite dans ses bottes (photos : Instagram). *Wow !* est donc le deuxième spectacle écrit et interprété par Eugénie Anselin elle-même, et elle y raconte la suite de la vie d'une jeune femme de notre époque. Eugénie a désormais 27 ans et elle se dit obsédée, comme tous ceux de sa génération, par les réseaux sociaux, la représentation de son meilleur soi et la recherche de la reconnaissance instantanée... Et cela promet d'être désopilant. Première mardi 26 juin à 20 heures au Kasemattentheater, où le spectacle restera programmé jusqu'au 29 juin, avant de déménager au Tol, où il sera joué du 5 au 14 juillet ([kasemattentheater.lu](#) & [tol.lu](#)). jh

Musique live

Dark was the night, hot was the ground



Kid Colling à l'Atelier

En janvier 2017, Kid Colling présentait à l'Atelier son premier album *In the devil's court* dans une salle quasiment remplie et acquise à sa cause, celle du blues. Kid Colling, c'est un peu ce jeune prodigue du *modern blues rock* autochtone qui a su tirer parti de l'époque. Des groupes de blues au grand-duché, il y en a à profusion. Pour la plupart, ce sont des musiciennes et des musiciens amateurs qui répètent puis enregistrent dans leurs caves et qui sont de sortie le temps d'une fête de la musique. Il faut d'ailleurs de tout pour un monde et entre certaines formations qui frisent la ringardise, ou qui tombent en plein dedans, les plus curieux seront étonnés de découvrir quelques groupes, professionnels ou non, de bonne facture. Parmi ceux-là, le Kid Colling Cartel. Fondé en 2012, il se compose actuellement du leader à la guitare et au chant, de Vincent Charrue aux claviers, de David Franco à la basse et enfin de Florian Pons à la batterie. Les quatre « frères d'armes » ont remis le couvert le 25 mai à la Kulturfabrik, à l'occasion d'une date pour fêter et exploiter la « fin de vie de l'album ». Retour sur le concert et rencontre avec le musicien.

Dans le préau de la Kulturfabrik, les visiteurs affluent. Rien de plus normal pour un vendredi soir, où la météo est plus qu'agréable. Dans la grande salle du centre culturel, la première partie est assurée par The Velvet. Priscila da Costa, Tom Lehnen, Yannick Stein et Alex Logel sont plutôt convaincants. Un solo à l'orgue Hammond provoque une agitation dans l'assistance, encore assez timide. Petit à petit, la salle se garnit. Les techniciens réorganisent la scène et le public se rapproche des rambardes au pied de l'estrade. La musique est lancée. Kid Colling fait son entrée, il est vêtu d'une sorte de poncho, qu'il ôte assez rapidement compte tenu de la chaleur de l'endroit. L'énergie de ses musiciens est communicative. Deux jeunes femmes, choristes le temps du spectacle, sont dans un coin de la scène. Elles chantent parfois en canon et effectuent en boucle le même petit pas de danse. Un côté show à l'américaine, mais en modeste, se dégage de l'ensemble. Le constat est sans appel, ils sont bons. Ils interprètent leur répertoire avec entrain et malgré l'aspect redondant de leur musique et du genre en général, à savoir une constance dans les accords utilisés, la structure des morceaux et le contenu des textes, le concert est plaisant. Quelques envolées *groovy* à souhait provoquent des cris dans l'assemblée. Après le spectacle, alors qu'il fait nuit noire à Esch-sur-Alzette, le sol de la salle est encore chaud et témoigne de l'ardeur d'un véritable public pour le blues au grand-duché, et non pas d'une simple niche.

Quelques jours plus tard, Kid Colling dresse le bilan du concert. Il est satisfait de la vitalité de l'audience et du travail effectué par les équipes techniques dans les coulisses. Le concert a d'ailleurs été filmé, la précision se devait d'être au rendez-vous. Il se remémore d'autres souvenirs sur scène. Sa pire expérience ? Une fête de la musique en tant que *sideman* au sein d'une formation totalement désorganisée. Finalement, beaucoup de chemin parcouru entre cet épisode et celui de l'Atelier. Son premier EP, *Tomorrow's far away*, publié en 2014, était assez convenu, voire musicalement fade sur certains aspects. Mais l'artiste témoignait déjà d'une réelle détermination et d'une autodérision qui manque cruellement à la plupart de ses camarades. On le voyait dans le clip de *I don't care*, interpréter un artiste de rue, moqué par des passantes. Un galérien tentant de vendre sa maquette. Ceci étant dit, à l'écoute de *In the devil's court*, les auditrices et auditeurs se rendront compte de l'évolution musicale de la formation. Prochaines étapes ? Quelques rendez-vous prévus, notamment des dates à l'étranger, au Danemark, en Lettonie ainsi qu'une potentielle tournée en Allemagne en octobre. La recherche d'un label est aussi au programme, les deux premiers projets étaient auto-produits. Quant au blues, peu diffusé en radio à part à l'occasion d'émission spécialisées, les amateurs du genre seront servis le 14 juillet avec le festival *Blues Express* entre Lasauvage et Fond-de-Gras, mais aussi le temps d'une nuit à Luxembourg, le 21 juillet, pour le *Blues'n Jazz Rallye*, où le Kid Colling Cartel sera de la partie. Kévin Kroczeck

Plus d'informations : kidcolling.com

Fundamental Monodrama Festival

Monolaber

josée hansen

En fait, le terme n'était qu'un lapsus de Martin Engler, lors de son discours d'ouverture exagérément pompeux, samedi 16 juin, pour lancer la soirée *Monolabo* 2018 du Fundamental Monodrama Festival : « Chers amis, comme vous le savez, cette soirée *Monolaber* est toujours un marathon très exigeant... » Rires dans la salle. Or, le verbe « labern » en allemand veut dire « palabrer », ce qui est extrêmement important au Niger, dont nous vient chaque année Oumarou Aboubacari Bétodji dit Bétó, jeune acteur plein d'ambitions qui est en train d'ériger, avec l'aide de l'asl Fundamental, le Centre Alfred Dogbé à Niamey. Il s'agit d'un centre culturel avec salles de répétitions et pour workshops, salle de spectacle et... des « arbres à palabres », essentiels dans la culture africaine, où toute la communauté se retrouve autour de ces arbres, pour discuter et échanger les nouvelles. On pourrait dire que la soirée *Monolabo/Monolaber* est aussi un espace de palabre et d'expérimentations très libre de la scène théâtrale locale : c'est celle qui attire traditionnellement le plus de public lors du festival – les salles étaient pleines – et comme plusieurs spectacles s'enchaînent, une véritable atmosphère festivalière y naît, avec discussions autour d'un verre, plats de pâtes pour les affamés et longues pauses cigarette devant la porte. Samedi, on y était durant presque quatre heures, avec cinq spectacles de maximum quarante minutes chacun et autant de pauses.

Martin Engler, valeur sûre, ouvrait donc le bal avec *Die Donau Resonanz*, version scénique d'une émission de radio qu'il a réalisée pour le Deutschlandfunk/RBB (Rundfunk Berlin Brandenburg), Engler se faisant l'accompagnateur du projet *Brückenschlag – Donauschöpfung* de l'artiste autrichien Joachim Eckl. Dans ce projet, Eckl a suivi le Danube sur ses 3 000 kilomètres d'Ouest en Est, de la Forêt noire à la mer noire, pour dresser un portrait des populations qui le bordent, des différentes cultures, des enjeux du fleuve, de l'eau et de l'élargissement de l'Europe vers l'Est. L'émission de radio est constituée de multiples témoignages et de sons documentant à la fois les rencontres fortuites – un Écossais militant contre le Brexit à Bratislava et sortant sa cornemuse pour entonner un air folklorique, impayable – et le projet artistique. Eckl invita des riverains à puiser mille mètres cubes d'eau à 280 endroits du fleuve, organisa des discussions et activités autour de ces containers d'eau, avant de la verser à nouveau dans le fleuve. Pour Engler, la bête de scène, tout est toujours prétexte à de mul-

La soirée *Monolabo*, dédiée aux expérimentations et aux maquettes, était très internationale cette année

tiples excursions théoriques, poétiques ou chaotiques, dans des considérations personnelles ou politiques et c'est réjouissant (ah, les explications sur l'art brut ou des blagues comme « da werden Geschöpfe zu Schöpfern »...) Au fond de la scène, Ablassé, musicien nigérien venu au Luxembourg avec Bétó, improvise une bande-son à la guitare, alors que défilent des images vidéo du fleuve sur l'écran derrière Engler. *D'Waasser vum Liewen* – l'eau de la vie dit la publicité d'une eau luxembourgeoise. Mais voilà Steve Karier qui débarque avec son sifflet, « time's up », « ah, ah, se réjouit Engler, j'en suis quand-même arrivé à la moitié de ce que j'avais prévu... »

Changement de salle pour *Dans le silence des ondes* de Bétó, qui se fait accompagner par l'extraordinaire musicien Ablassé à la guitare. Cela fait plusieurs années que Bétó vient, et à chaque fois, son théâtre s'affine, mêlant ce genre très africain de raconter une histoire en métaphores et paraboles à des images scéniques de plus en plus abstraites, donc universelles. Dans cette pièce, Bétó et Ablassé racontent leur Afrique si riche par ses ressources naturelles, mais dont la population meurt soit de faim, soit lors de son périple vers l'Europe. « Vous nous accueillez avec des barbelés quand nous voulons vous serrer la pince », s'offusque Bétó. « Nous sommes les riches pauvres de la planète... Nous avons tout, mais nous ne possédons rien... Nous n'avons rien, mais nous sommes jeunes et nombreux ». Ou : « Nous sommes l'aurore de vos crépuscules fatigués ». En de nombreuses saynètes, Bétó

narre les traversées du désert et de la Méditerranée, les rituels en l'honneur des ancêtres, l'islam de plus en plus radical de ses anciens copains d'école et on a ainsi une rare opportunité d'avoir une impression réelle de la migration africaine vue de là-bas, racontée au Luxembourg, au moment même où l'Aquarius et ses plus de 600 rescapés étaient en route vers Valence en Espagne, aucun autre pays européen n'ayant voulu les accueillir. « Nous n'avons que le choix entre crever ici et crever là-bas », dira Bétó.

Après une telle prestation, artistiquement et intellectuellement exigeante, difficile pour les trois jeunes hommes luxembourgeois qui allaient suivre d'être à la hauteur. Fränz Hausemer, dont le documentaire *Schwaarze Mann – Un noir parmi nous* (Samsa) vient de sortir en salle, ne tente même pas le coup. Il ne propose pas de prestation théâtrale, mais une simple lecture scénique, qui prolonge en quelque sorte le film. Si *Schwaarze Mann* retrace la vie de Jacques Leurs, « le premier Noir luxembourgeois », la lecture *Bwana au pays des merveilles* en offrait en quelque sorte le prologue, Hausemer y lisant des extraits des lettres que Charles Leurs envoya à sa famille lors de son voyage vers l'Afrique et la découverte du continent noir et de sa population, en 1905 et 1906. Charles était Luxembourgeois, blanc, et employé d'une société d'exploitation de caoutchouc au Congo belge ; dans le film, on apprend que Jacques était l'enfant de Charles Leurs avec une domestique noire et que le père ne l'avait plus jamais revu après l'avoir envoyé vivre au Luxembourg avec ses grands-parents. La lecture toutefois n'en dit rien, Hausemer ayant fait le choix de documenter surtout l'incroyable racisme des colons. Claude Faber quant à lui incarne Eric Moes, un employé lambda dans une grande société, qui se fait broyer par le système. Le texte de *Beginner ?!* est d'Olivier Garofalo et pâtit de cette impression que l'auteur ne connaît guère la violence et l'absurdité du monde du travail d'aujourd'hui. Finale flamboyant ensuite avec Max Thommes en son alter ego Das Radial, qui, accompagné par le musicien électro Daniel Stammet, livra une interprétation aussi rapide qu'époustouflante (dans tous les sens du terme) du *Naked lunch* de William S. Burroughs.

L'émission de Martin Engler intitulée *Die Donau Resonanz* peut être écoutée ici : www.kulturradio.de/programm/schema/sendungen/feature/archiv/20180523_2204.html

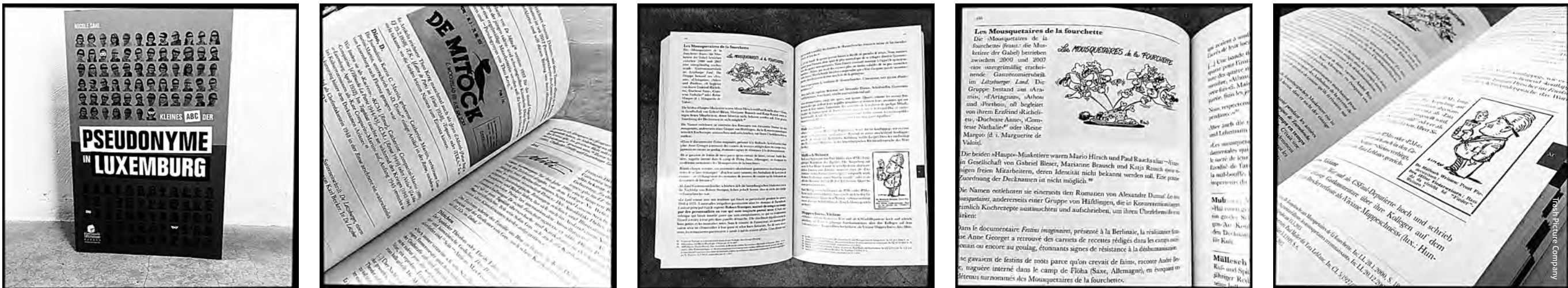


Martin Engler, Oumarou Aboubacari Bétodji dit Bétó (assis) avec Ablassé à la guitare, Fränz Hausemer et Claude Faber (de gauche à droite et de haut en bas), lors de la soirée *Monolabo*, samedi dernier



Luxemburgensia

Wer da?



An die Fragestellung, welche Pseudonyme in Luxemburg gebraucht wurden und werden, schließt Sahl die Frage an, aus welchen Gründen Autoren es bei der Veröffentlichung vorzogen

Elise Schmit

2003 nahmen die Mitarbeiter des Centre national de littérature ihre Arbeit am Autorenlexikon auf, einem verdienstvollen Projekt, das die Forschung zu Luxemburger Autoren seit der Freischaltung der Webseite ungemein erleichtert¹. Seit 2003 arbeitet Nicole Sahl am CNL; sie hat über 150 Beiträge zum Autorenlexikon verfasst und kennt die Schwierigkeiten, mit denen sich Archivare und Forscher bei der Zuordnung einzelner Texte konfrontiert sehen. Es fällt nicht schwer zu glauben, dass die Geschichte der Publizistik im Allgemeinen und der Literatur im Besonderen in einem kleinen Land wie Luxemburg besonders viele Autoren hervorgebracht hat, die nicht unter Klarnamen veröffentlichen. Allein das Ausmaß verblüfft: Der Erfassung von 17 000 Autoren in der Datenbank des Autorenlexikons entsprechen rund 10 000 Kürzel und Pseudonyme. Sahls *Lexikon der Pseudonyme in Luxemburg* ist damit das Resultat einer beachtlichen Fleißarbeit, die weit über den Umfang der repräsentativen und besonders interessanten Einträge hinausgeht, die ins Buch aufgenommen wurden.

Auch wenn sich die in einzelnen Artikeln nachgezeichnete Suche nach der Identität von Autoren manchmal geradezu wie Kurzkrimis liest, macht Sahls methodisches Vorgehen aus der Anthologie mehr als eine bloße Kuriosität. Als besonders nützlich erweist sich die systematische Zuordnung zu verschiedenen Kategorien von Pseudonymen, wie dem Anagramm (zum Beispiel „Emile Plosch“ für Pol Michels) oder dem Traductionym (zum Beispiel „François Guillaume“ für Frank Wilhelm). Sympathisch wirkt, dass die Herausgeberin ganz offen mit der Fehlbarkeit einiger ihrer Vermutungen umgeht und sogar die Hoffnung äußert, durch Reaktionen von Lesern mehr über

Auch wenn sich die in einzelnen Artikeln nachgezeichnete Suche nach der Identität von Autoren manchmal geradezu wie Kurzkrimis liest, macht Nicole Sahls methodisches Vorgehen aus der Anthologie mehr als eine bloße Kuriosität

die Identität der Maskenträger zu erfahren. Eine ganze Reihe der angeführten Pseudonyme gelten nach wie vor als unentschlüsselt.

An die Fragestellung, welche Pseudonyme in Luxemburg gebraucht wurden und werden, schließt Sahl die Frage an, aus welchen Gründen Autoren es bei der Veröffentlichung vorzogen, ihren Namen zu verbergen. Aus dieser Perspektive wird das Lexikon auch für den literaturtheoretischen Diskurs spannend. Der Leser wird sich schließlich nicht nur fragen, welcher Autor sich in Wahrheit hinter der Maske eines Fantasienamens verbirgt, sondern auch, warum er es ablehnt, mit bürgerlichem Namen für seinen Text einzustehen. Was die Beweggründe für

die Wahl eines Pseudonyms anbelangt, so helfen nicht nur die von Sahl angegebenen Kategorien bei der Differenzierung, sondern auch die Hinweise auf die Textarten und Kontexte des Gebrauchs.

Eine erste naheliegende Art von Texten, deren Autoren ihre bürgerliche Identität verschleiern möchten, sind Erfahrungsberichte und Fiktionen, mit denen der Verfasser seine gesellschaftliche Stellung, seinen Ruf oder seine berufliche Zukunft aufs Spiel setzt. Sahl wählt auch das Beispiel von Erotikliteratur in den 60-er Jahren („Marina di Castello“) oder das einer Gruppe von Professoren, die 2003 unter dem Namen „Hieronymus von Busleyden“ auf Missstände am Centre universitaire aufmerksam machen wollten.

Eine Sonderstellung kommt zweitens der Satire zu, vor allem im luxemburgischen Kontext mit seinem engmaschigen Netz persönlicher Verknüpfungen sowie der Affinität verschiedener Medien zu politischen Parteien. Ein Blatt wie *Den Neie Feierkrop*, dem Sahl in ihrem Lexikon entsprechend viel Platz einräumt, konnte in den fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens unter dem Schutz der Pseudonymität als zuweilen notwendiges Korrektiv zu konventionellen Medien wirken. Von den Autoren satirischer Texte wird gemeinhin nicht erwartet, dass sie ihre Identität preisgeben; die Verletzung von Konventionen der Kommunikation ist für die Satire ohnehin konstitutiv, etwa dadurch, dass sie lächerlich macht und überzeichnet. Abgesehen von Kürzeln, die sich gewöhnlich leicht einem bestimmten Autor zuordnen lassen, erscheint die Verwendung von Pseudonymen zu journalistischen Zwecken ansonsten fragwürdig und wird dementsprechend in mehreren Artikeln des Lexikons in Zitaten von Zeitgenossen der Autoren problematisiert. Sie bezeichnen Journalisten, die auf den Personenbezug

in sachbezogenen Diskussionen verzichten, oft deutlich als Drückeberger und Feiglinge.

Wie aber steht es mit der literarischen Produktion? In der Literatur geht es schließlich nicht vorrangig um Aussagen, die sich an Wahrheitswerten messen lassen; literarische Texte sind nicht wahr oder falsch, sondern schön (gut), schlecht oder etwas dazwischen. Berechtigt der Status des Kunstwerks automatisch zum Spiel mit der Erkennbarkeit der Urhebererschaft? In dieser Hinsicht wäre eine Rückbindung der von Sahl gewonnen Erkenntnisse an Theorien und Auffassungen von Autorschaft sicher lohnend, etwa, ob seit Roland Barthes' These vom „Tod des Autors“ eine Veränderung im Gebrauch von fingierten Namen stattgefunden hat, ob dieser möglicherweise im Rahmen eines erweiterten Werkbegriffs zu betrachten ist, der die Selbstdarstellung des Autors als äußere Instanz des Werks begreift. Soviel scheint jedenfalls sicher: wer die Autoridentität verschleiern wollte, um alle Aufmerksamkeit auf den Text zu lenken, bräuchte sich nicht um eine Pseudo-Identität zu bemühen, sondern könnte den Autornamen einfach ganz streichen.

Zu bemerken bleibt, dass viele Pseudonyme überhaupt nicht der Verschleierung dienen; die Autoren wählen sie beispielsweise zur Bekräftigung ihrer künstlerischen Identität (Anita Gretsch/Claire Leydenbach, Jean Sorrente/Jean-Claude Asselborn undsoweiter). Andererseits gibt es die tatsächlichen Decknamen, deren Entschlüsselung nicht auf Anhieb möglich ist. In seinem Abreißkalender geißelt Batty Weber 1927 die Verwendung von Pseudonymen in den *Cahiers luxembourgeois* als „unnötiges und unangebrachtes Zeichen von Dilettantismus“. Tatsächlich lässt sich an einer Vielzahl von Pseudonymen ab dem 19. Jahrhundert bis weit in die Nachkriegszeit

ein dilettantisches Verhältnis zur Kunst ablesen: Die Autoren sind Freizeitschreiber, für die der bürgerliche Beruf Vorrang hat und das Schreiben den Status eines nicht ganz seriösen Zeitvertreibs einnimmt. Ein sprechendes Beispiel ist der Name „E. Feierabend“.

Im 21. Jahrhundert darf man allerdings davon ausgehen, dass der Nachweis einer künstlerischen Aktivität im Hinblick auf die soziale Stellung (beziehungsweise die Stellung in den sozialen Medien) allgemein eher als Plus gilt. Der Sinn eines Versteckspiels erschließt sich mithin vor allem aus der Frage, mit wem dieses Spiel überhaupt gespielt werden kann. Sicher nicht mit den wenigen Lesern luxemburgischer Autoren, da Leser – so wollen es die Gesetze des Buchmarkts – in der Regel zu Büchern von Autoren greifen, deren Namen sie kennen. In Luxemburg ist das umso eher der Fall, als Verlage keine großen Mittel aufwenden (können), um literarische Veröffentlichungen zu bewerben. So spekuliert der unter Decknamen schreibende Autor offenbar darauf, dass seine Identität von einem Rezensenten in Frage gestellt wird, damit sich aus dieser Spekulation eine verstärkte öffentliche Aufmerksamkeit entwickelt. Der Rezensent wird mithin, falls er einfältig genug ist, seine Zeit für solche Spielchen zu opfern, als Mittel zum Zweck eines größeren Verkaufserfolgs eingespannt. Aus dieser Perspektive entpuppt sich der Gebrauch des Pseudonyms als fingiertes Ablenkungsmanöver, das – zumindest in der gegenwärtigen Literaturlandschaft Luxemburgs – in Wahrheit dazu gemacht zu sein scheint, wie ein großer Leuchtpfeil auf den Autor zurückzuweisen.

¹ Vgl. www.autorenlexikon.lu

Nicole Sahl: *Kleines ABC der Pseudonyme in Luxemburg*. 351 S. Centre national de littérature, Mersch 2018. ISBN 978-2-919903-62-7.

Cinéma

Mal de mère

Marylène Andrin-Grotz

C'est une femme qui se repose dans un hôtel de bord de mer. Elle est en thalassothérapie, dans un de ces centres où l'on mange peu, où l'on parle bas, où l'on alterne entre repos et séances de soin. Cette ascèse, cette femme la recherche, pour échapper à ses tiraillements : actrice, maman de deux enfants, bientôt à nouveau divorcée, la vie est un peu trop intense. En avril 1981, Romy Schneider (Marie Bäumer) est en Bretagne et reprend des forces avant de tourner ce qui sera son dernier film, *La passante du sans-souci*. Son amie Hilde (Birgit Minichmayr) est venue la rejoindre et quelques heures plus tard, la star accueille son vieux compagnon de route et photographe Robert Lebeck (Charly Hübner), accompagné de Michael Jürgs (Robert Gwisdek). Les deux hommes ont fait le voyage pour réaliser un reportage sur l'actrice allemande exilée en France depuis 1958. Si l'appareil de Lebeck est bienveillant, les questions de Jürgs sont crues, poussant Romy à se livrer sur ses douleurs intimes. Parfois agacée, mais toujours franche et passionnée, elle enterre définitivement la princesse Sissi. Et plus la douce Hilde cherche à la protéger d'elle-même, plus le journaliste la pousse dans ses retranchements, n'hésitant pas à l'inciter à boire pour recueillir des confidences. Ce n'est qu'à la fin du film, lorsque Romy est retournée auprès de sa fille, à Paris, qu'il fera preuve d'intégrité en faisant porter à l'actrice l'article avant publication.

Ces *Trois jours à Quiberon*, qui donneront son titre au film, apparaissent comme l'électrocardiogramme d'une femme qui n'a pas peur de dire ses démons et de se détacher de son image mythique. L'auteure-réalisatrice franco-iranienne Emily Atef s'attèle à décrire le doute, les peurs mais aussi les cris du cœur qui semblent transpercer cette femme meurtrie et constamment jugée. Le récit se construit autour de l'interview, morcelée mais toujours dans le même lieu, une des chambres de l'hôtel. À plusieurs reprises, l'actrice ouvre les fenêtres, incite la bande à sortir, comme pour se défaire du confinement dans lequel on la retient. Libérer sa parole paraît être alors une première étape. À partir de la première rencontre, la cinéaste étire les scènes, montrant ainsi Romy se laisser



Romy Schneider (Marie Bäumer) en Bretagne

emporter par cette lame de fond qu'on appelle mélancolie, prendre et perdre le pouvoir en quelques minutes et à nouveau, l'assumer.

Sous influence directe des photos de Lebeck, le noir et blanc de l'image permet de se distancer de la réalité, de fictionnaliser un instant vécu : une démarche que Sarah Biasini, la fille de Romy Schneider, elle-même actrice, dénonçait il y a quelques jours à l'antenne de *France Inter*, regrettant amèrement que sa mère soit dépeinte comme une alcoolique accro aux médicaments. Cette polémique est intéressante, car elle interroge la morale de

Ces Trois jours à Quiberon, qui donneront son titre au film, apparaissent comme l'électrocardiogramme d'une femme qui n'a pas peur de dire ses démons

la fiction dans la représentation d'un être et d'un évènement réel, pointant du doigt la responsabilité de l'artiste. La réalisatrice semble avoir anticipé ce questionnement en montrant sa Romy questionner la véracité de ses propres paroles. Si cette indignation à voir sa mère ainsi est légitime, l'ivresse est ailleurs : ce n'est pas tant la dérive que filme Emily Atef, que cette entièreté propre à l'actrice, comme une urgence à vivre. Une séquence, certes non dénuée de longueurs, illustre parfaitement ces débordements : lors de la fin de la première interview, l'actrice insiste pour aller boire un verre hors de l'hôtel. Dans le bar, Romy parle à tout le monde, sème, écoute, rit, danse avec un pêcheur-poète (Denis Lavant) dans une liberté totale qu'elle veut visiblement vivre jusqu'au bout et qui ne sera interrompu que par la fatigue des autres et le lever du jour.

Emily Atef, dont c'est le quatrième long-métrage, ne réussit peut-être pas à aller au fond de la singularité de son propos et de son héroïne, mais sa mise en scène est d'une précision remarquable. Surtout, elle démontre une direction d'acteurs irréprochable. De Marie Bäumer toujours subtile à Denis Lavant évidemment surprenant en passant par une courte apparition de Vicky Krieps, l'interprétation donne son intensité au film.

Theater

Spiel mir das Lied der Krise!

Anina Valle Thiele

Immer wieder überrascht das Kasemattentheater durch Produktionen, die den Nerv der Zeit treffen. Mal mit Lesungen, die einem moralischen Aufschrei gleichkommen, wie zuletzt *Fake!*, ein Kommentar zum aufpeppenden Populismus, mal mit wahrlich Experimentellem wie *Der himmelblaue Herr* (Fanny Sorgo).

Die Ankunft von Flüchtlingen wurde auf der kleinen Bühne in Bonneweg mit *Death Journey* schon Anfang 2016 thematisiert. Darin zeichnete die Irakerin Hind Al-Harby Stationen ihrer Flucht nach Luxemburg nach. In Tagen, in denen in Europa über Auffanglager debattiert wird und der Ruf „Schließt die Grenzen, mir wird es zu viel“ sogar aus den Reihen der Linken (Sahra Wagenknecht) ertönt, kommt *Your very own double crisis club* gerade recht. Das Stück richtet den Blick auf eine Kriegssituation, reißt den Zuschauer aus seiner Wohlstandsblase – wenngleich nur für einen kurzen, aber schmerzhaften Moment.

Ein namenloses „Wir“ spricht ins Publikum und erzählt von Gewalt, ruft ekelhafte Kriegsbilder vor Augen. Das „Wir“ mit einer Fluchtgeschichte prallt auf das eingesessene „Ihr“ einer Gesellschaft, die sich behaglich am Schauspiel ergötzt. „Wir haben Hunger, wir sind hässlich und verbittert und nackt, und wir widern euch an. Das ist uns klar. Zwischen den Hausdächern springen wir wie Käfer durch die Luft ...“ Leger lehnt Desirée Nosbusch dabei

mit einem breitkrepigen Hut an einer Wand und schneidet einen Apfel. Irgendwann wird sie einen ausgestopften Hirsch an seinem Geweih auf die Bühne ziehen und André Mergenthaler am Cello synchron in das Klagelied einfallen. „Auch wenn du dachtest, du könntest fliehen, wirst du immer in ihr zurückbleiben.“

Das Bühnenbild ist schlicht, nur eine Tür mit der Leuchtschrift „Paradise“ verweist auf den Ausgang ins Jenseits. Nosbusch wird ihren irre umherschweifenden Blick ans Publikum richten und die zersetzende Prosa der israelischen Autorin Sivan Ben Yishai förmlich ausspeien: „Wischt eure Tränen weg. Steckt die Hände in die Unterwäsche und riecht daran. Spürt die Vergänglichkeit der Wärme!“

Nackte Menschen bewegen sich in einer namenlosen Stadt. Ein Kopf prallt an die Tür eines Streifenwagens; und die Menschen wimmeln gaffend durch die zerstörten Straßen: eine klaffende Wunde, gleich einer zerstörten Vulva im Mutterleib. Die Metaphorik Ben Yishais (aus dem Englischen übersetzt von Henning Bochert) ist hart, bisweilen vulgär. Die Schwänze junger Männer und die Hybris der Machthaber und Kriegstreiber verschmelzen zu einem einzigen Phallus: Metapher für die männliche Geltungssucht. Ein Statement, wenngleich etwas zu bedeutungsschwer, wenn es etwa heißt: „der Schwanz des Dalai Lamas und Nietzsches vertrockneter Schwanz“.



André Mergenthaler und Desirée Nosbusch

Exposition

Cinq positions sans lien

Lucien Kayser

Il est des expositions qui sont construites telles des démonstrations mathématiques, ou du moins soulèvent une interrogation posée avec un maximum de rigueur. Tel n'est pas le cas de l'exposition *Art non-figuratif*, à la Villa Vauban, qui réunit au-delà des générations, dates de naissance s'échelonnant de 1908 à 1954, cinq artistes : Wercollier, Kerg, Probst, Bertemes, Wolff, pour cinq positions (esthétiques) où l'on chercherait en vain quelque lien, aussi ténu soit-il. Ce qui explique sans doute la négation dans le titre, seulement, encore faudrait-il qu'il dise vrai, quitte à se poser après la question de savoir si un art non-figuratif, c'est déjà de l'abstrait, terme qui est quant à lui employé d'un bout à l'autre du catalogue.

Avec Probst, il faut commencer par lui, on reste carrément dans une représentation certaine, même si elle transforme, stylise si l'on veut, la réalité, en tenant compte de l'acquis de la peinture du vingtième siècle (Probst a peint la *Winterreise* vers 1980). Il s'agit en effet de figurer les 24 stations du *Wanderer* jusqu'à sa rencontre fatale avec le *Leiermann* ; elles existaient au départ dans les poèmes de Wilhelm Müller, ont été traduites en lieder par Schubert, et voici donc leur transfert pictural, d'une grande justesse, ou fidélité à l'original. Probst, à un autre moment de sa vie, de son travail, était allé plus loin vers l'abstraction, ajoutons de suite que le même mouvement de bascule, de va-et-vient, se retrouve chez Wercollier et dans les sculptures exposées (absence, au contraire, de sa période strictement géométrique), et il n'est rien de plus figuratif que son *Prisonnier politique*, c'est le propre de tout art engagé.

Le cas de Kerg ou de Bertemes, des empreintes, gravures en majorité pour le premier, des collages pour le second, est plus limite, du moins en l'occurrence. Le tactilisme dont Kerg se veut le propagateur tend vers l'abstraction, on lui reconnaîtra toutefois dans l'exposition

De Wercollier à Wolff, l'exposition à la Villa Vauban laisse au bout cette indécision : un art non-figuratif, est-ce de l'abstrait ?

une parenté indéniable avec des pages imprimées (même si les lettres ne sont pas réelles, proches d'inscriptions grecques, les textes inexistants, sauf là bien sûr où il y a référence explicite) ; un rythme typographique y est, c'est d'un bout à l'autre lié au papier. Comme le sont les collages de Bertemes, deux séries de quinze feuillets sur fond bleu nuit, quasi noir, et de neuf sur fond clair ; tous sont travaillés dans la verticalité, avec de belles ouvertures dans la première série, comme des éclatements, des blessures, ou plus positivement des inclusions d'écorce, c'est déjà ce que l'on peut lire dans l'affiche, détail grossi, de l'exposition.

Le hasard a fait arriver dans mon ordinateur en ce moment une invitation à une exposition : *Abstrakt !* dans un centre d'art de Haute-Autriche. J'en extrais ces lignes sur ce qui



Wercollier et Bertemes, figuration et symbolisme

Luxemburgensia

One more day

Janine Goedert

After their first book, a collection of short stories by Anne-Marie Reuter, came out last year, Black Fountain Press have now turned to an altogether different genre since they are releasing a selection of poems by Lambert Schlechter, one of the big beasts of our national poetry scene.

Most of the texts in *One day I will write a poem* come from four collections previously published by Éditions Phi. The French nine-liners have been seamlessly translated into English by Anne-Marie Reuter. Some of the poems, though, appear in print for the very first time, while three were written in English by the author himself.

It might sound like a mixed bag of things, but as you read through the selection, you will find a deep sense of connection and continuity, with lots of variations on different themes. Love, sex, death, nature and the writing process itself loom large. The volume reads a bit like a journal, a poetic journey through everyday life. Musings echo each other as seasons come and go. Tone and rhythm are key while the texts flit between moods: at times the tone is elegiac and intimate, elsewhere it turns caustic or even mordant. Reading Schlechter's poetry never becomes an exercise in unlocking obscure metaphors or decrypting intricate imagery. It is too spontaneous, too direct for that.

Love, sex, death, nature and the writing process itself loom large in Lambert Schlechter's *One day I will write a poem*

Composing poems seems to come to the author naturally, almost like an extension of his incessant reading. A few cups of coffee, a few cigarettes, and the day will start at the writing table. To quote Raymond Carver, who is one of Schlechter's literary heroes, "the stuff I live with every day" comes alive on the page. Nothing is too small or too insignificant for the poet's attention. From the Nutella for the mice to expired yogurts.

Elsewhere, the mundane and the magical intermingle as love is imagined into words. Reflections on his own writing punctuate the volume, though there is no grandstanding anywhere. Death is invariably hovering in the background: "death is everywhere and in everything", its triumph guaranteed. The omnipresent menace gives an urgency to the act of writing and of love itself, though, ironically, it seems to give meaning to life as well. Thus, a visit to the graveyard becomes a raw yet subdued celebration of love but also a reminder of pain and loss. Even if understated, the emotion is overwhelming.

At the other end of the spectrum there are relaxed moments skilfully put into simple words: "the earth is round, life is beautiful." A moment of respite, an appreciation of life's little nothings before darker thoughts hit home, before "the shiver of existence" rallies round or a threatening presence appears in the midst of "the chaos of contradictions" that constitutes life. Somehow, the very few poems that carry the odd clumsy line are the ones evoking sexual feelings and desire. Here the male gaze seems to just sit and stare.

No doubt, the most endearing feature that appears throughout the volume is the self-irony of the "unrepentant scribbler", a sense of humour that adds a delightful lightness to some of the texts: "it's silence and solitude here almost all the time/pussy cat is wondering about me." Or later, "I often talk to the non-existing God". Later still, and beautifully detached: "I am a pronoun without consequence".

Dotted here and there are illustrations in black and white by Lysiane Schlechter, the poet's sister. Her graphic art has shapes swirl and tumble. Away from the tidiness of the nine-liners, letters seem to curl and uncurl. Together with the quasi-Whitmanesque energy of the Prologue and the crisp simplicity of the Epilogue, these scrawls frame the poems beautifully.

Lambert Schlechter: *One day I will write a poem*, Black Fountain Press, 2018 (ISBN 978-99959-998-1-0)

s'appelle « ungenegständliche Malerei » : « das Spektrum reicht von gestisch prozessualen über konstruktiv strukturierte bis auf das Farbfeld konzentrierte Beiträge ». Voilà qui est juste, pour l'éventail abstrait, à vérifier pour les amateurs d'art avec la présence au château de Parz d'artistes connus à Luxembourg, comme Brandl, Gasteiger, Moser, Scheibl, Staudacher ou Zitko.

À la Villa Vauban, celui qui entre sans discussion dans pareille catégorisation (elle existe, on peut la négliger, mais les mots ont un sens), c'est Luc Wolff, avec des œuvres qui s'échelonnent des années 1990 à nos jours. Avec pour les unes une plus forte coloration bistre et des gestes larges, pour les autres, une luminosité toute blanchâtre et quelque chose qui se rapproche de ce qui est dit sérialisme en musique. Du point de vue de l'abstraction, sans autre relation, du côté luxembourgeois, on aurait rapproché ceux qui dans la génération du début du vingtième siècle étaient allés le plus loin, Michel Stoffel (1903), François Gillen (1914).

On ne considérera donc pas l'exposition selon le sujet qu'elle a l'air de traiter. On la recommandera aux visiteurs pour leur rencontre avec cinq artistes, cinq positions, on les prendra séparément. Cependant, les conditions ne sont pas non plus les meilleures. La salle de Wolff, on aime à y rester, du temps, tout seul ; dans les autres on est gêné par des accrochages trop abondants, trop serrés. C'est loin d'être idéal de passer entre deux rangées de sculptures, elles sont sous verre, encagées, poussées contre le mur ; bien sûr que les stations de la *Winterreise* prennent de la place, sur deux rangées superposées en plus elles ne donnent plus la continuité de la narration. Allez-y, du Schubert dans les oreilles, ou dans les oreillettes, ou du moins les textes de Müller à la main ; dommage que pour la plupart des visiteurs on n'ait pas pensé à leur faire entendre très légèrement la musique, qu'on n'ait pas non plus, la moindre des choses, affiché les textes (et donné les titres des lieder, des tableaux, en français seulement).

L'exposition *Art non-figuratif* à la Villa Vauban, 18, avenue Emile Reuter, L-2420 Luxembourg, dure encore jusqu'au 31 mars 2019 ; ouvert tous les jours de 10 à 18 heures, le vendredi jusqu'à 21 heures, sauf le mardi, jour de fermeture; www.villavauban.lu

Opéra

Non-opéra

Fabien Rodrigues

Lorsque le paroxysme du symbolisme s'applique à un triangle amoureux opératique à souhait, on obtient *Pelléas et Mélisande*, un opéra – ou plutôt drame lyrique comme l'a souvent qualifié son compositeur français Claude Debussy à l'aube du vingtième siècle et dont une adaptation très attendue fut présentée le week-end dernier au Grand Théâtre, co-producteur de l'événement aux côtés de l'Opéra national du Rhin Strasbourg, le Göteborgsoperan et le Grand Théâtre de Genève sous la houlette de l'Opera Ballet Vlaanderen. Une version très attendue en effet, car il s'agit là de ce que chacun pourrait appeler une pièce chorale, qui déroule non pas sur scène mais en coulisse quelques-uns des noms les plus prestigieux des arts actuels. Cependant, l'accumulation ne fait parfois pas la cohérence...

Mélisande est perdue dans les bois, apeurée, farouche. Elle revêt un caractère légendaire dans son apparition soudaine, sans passé, sans origine et n'affiche qu'agressivité lorsqu'elle est trouvée par Golaud, petit-fils d'Arkel, roi d'un royaume voisin. Amoureux de cette beauté virginale – voire infantile – au premier regard, le prince mature prend la très

jeune fille sous son aile avant de l'épouser et de la ramener sur ses terres, sous le regard plus indifférent qu'approbateur de son aïeul souverain. Mais ce bonheur factice ne sera que de courte durée : Mélisande s'éprendra dès son arrivée du jeune demi-frère de Golaud, Pelléas, avec qui elle entamera une histoire d'amour toute en non-dits, jamais charnelle... Passion interdite, tyrannie d'un mari plus âgé qui en viendra même à blesser son jeune fils pour découvrir le pot aux roses, trahison, drame, mort... Cela ne pouvait en être autrement.

En s'inspirant de l'œuvre homonyme de son librettiste Maurice Metterlinck, Debussy verse avec *Pelléas et Mélisande* dans le symbolisme le plus assumé. Fi du naturalisme et du sens des mots qui ne sont là que pour meubler entre deux silences censés en dire plus que la parole, comme en atteste l'inanité de certains passages et les répétitions hasardeuses, qui se font suite tout au long des deux actes et quinze tableaux de l'action. Le rythme monotone et saccadé, vite rébarbatif et empêchant toute montée en puissance digne de ce nom pour les voix principales, vient ajouter au caractère déjà très particulier de cette œuvre lyrique unique, sans avant ni après, comme l'a voulue son auteur. Si la thématique reste a priori intemporelle, il fallait pour sublimer un tel parti pris savoir conjuguer esthétisme irréprochable et mise en scène audacieuse, ou bien l'inverse. C'est ce qu'a essayé d'accomplir cette production en alignant un casting impressionnant pour sa réalisation : tout d'abord un habitué des lieux, Sidi Larbi Cherkaoui, accompagné de Damien Jalet pour la mise en scène et la chorégraphie, puis Iris Van Herpen, qui a habillé cette année la présidente du jury du Festival de Cannes, aux costumes. Enfin, l'Opera Ballet Vlaan-



La scénographie est de Marina Abramovic, papesse de l'art contemporain

deren ne s'est adjoint rien de moins que les services de Marina Abramovic, papesse idolâtrée de l'art corporel pour la scénographie...

Malheureusement, ce « choc des titans » ne fera pas de miracle ici, car si Mari Eriksmoen tire quelque peu son épingle du jeu en Mélisande tantôt puérile et mutine, tantôt évanescence et souveraine, à l'instar de son apparition de vestale pop au milieu du premier acte, l'ensemble des voix reste un peu faible et semble ne pas parvenir à sextirper du carcan rythmique imposé par le compositeur... Sur le plan chorégraphique assuré presque intégralement

par un essaim de danseurs sans visages, si certaines initiatives peuvent apporter un vrai plus comme l'intrication des filaments ou bien la prolongation saccadée de certains mouvements des acteurs, l'exécution s'avère parfois déroutante... À moins que cela ne soit voulu ?

Reste une esthétique générale plutôt réussie, elle aussi forte en symboles, avec son gouffre cosmique central hypnotique, tel l'œil du destin implacablement fixé sur ce triangle tragique autant que sur le spectateur et cette réalisation un tantinet premier degré d'un mythe transposé déjà pompeux...

Cinémasteak

Retour à Longwy

Fabrice Montebello

Du 5 au 16 juin dernier, la ville de Longwy célébrait les quarante ans de mobilisation des sidérurgistes pour sauver leur emploi. Des manifestations du mois de décembre 1978 jusqu'à la grève du mois de mai 1979, en passant par la grande marche du 23 mars à Paris, et l'expérience originale de *Radio Lorraine Cœur d'Acier*, initiée par la CGT locale, Longwy a fait la Une de l'actualité politique et sociale en France tout au long de l'année 1979. La ville est devenue le symbole de la fin de l'ère industrielle française et son nom est associé au dernier combat de la classe ouvrière nationale.

L'animation « Quarante ans après, regards sur les événements », était composée de conférences, d'expositions, d'une pièce de théâtre et de la projection de plusieurs films dont *Lorraine cœur d'acier, une radio dans la ville* d'Alban Poirier et Jean Serres (1981) et surtout *Longwy*, un film militant resté inédit pendant quarante ans. Totalement locale, l'initiative est partie du retour à Longwy au cours de l'été 2017, de Steve Bingham. Né aux États-Unis en 1942, issu d'une famille bourgeoise engagée à gauche, Steve Bingham est dans les

années 1960 un avocat militant des droits civiques. Il participe au *Freedom Summer* en 1964 dans le Mississippi (campagne de mobilisation pour permettre l'enregistrement sur les listes électorales des populations afro-américaines), accompagne le leader syndicaliste paysan Cesar Chavez en Californie et soutient la campagne présidentielle de Robert Kennedy en 1968. En 1971, il défend George Jackson, militant du Black Panther Party, emprisonné à Saint Quentin et auteur d'un best-seller *Soledad Brothers : The Prison Letters of George Jackson* (1970). Accusé d'avoir introduit un pistolet dans la cellule de Jackson, qui en profite pour tenter une évasion sanglante, Steve Bingham fuit les États-Unis. Reconnu innocent, il est acquitté en 1986.

Bingham aura vécu treize ans en Europe sous une fausse identité, constamment recherché par le FBI. À la fin des années 1970, il est inscrit comme étudiant dans le département de cinéma au Centre universitaire de Vincennes (aujourd'hui Paris VIII), université expérimentale et faculté « gauchiste », né du bouillonnement intellectuel de Mai 68 dont les

enseignants sont, entre autres, Deleuze, Foucault, Châtelet, Lyotard, Serres, Badiou, Castel, Lacoste. Il y rencontre Françoise, étudiante, qui deviendra sa femme. Leur professeur les encourage à se rendre à Longwy pour filmer la lutte des sidérurgistes. Leur sensibilité les rapproche de la petite section locale de la CFDT. Modéré et réformiste au sommet, le syndicat accueille à la base tous les militants de la mouvance d'extrême gauche. Le film est conçu dans l'optique de rencontres militantes. Il doit aider à réfléchir à la lutte, à son bilan, au pourquoi de l'échec.

Mais *Longwy* ne sera jamais projeté. Nous sommes au début des années 1980, la gauche a pris le pouvoir en France. Bingham pense à son retour aux États-Unis et à l'issue de son procès. Les usines ferment. Les plus jeunes quittent la région. Le temps passe. Une vie s'écoule. Le monde entier change de base. Bingham et son épouse ont la douleur de perdre leur unique fille de 22 ans, renversée en 2009 par un chauffard. Lorsqu'à l'été 2017 ils se rendent à Longwy en quête de souvenirs. Il ne reste plus rien. Les sidérurgistes et les usines ont disparu. Leurs enfants et petits-enfants passent la frontière tous les



Steve Bingham après la présentation de son film à Longwy



Le documentaire *Longwy, sur la fin de l'industrie sidérurgique en Lorraine, n'avait jamais été projeté. Il le fut la semaine dernière, quarante ans plus tard*

jours pour aller travailler au Luxembourg pendant que des Luxembourgeois viennent jouer sur le terrain de golf aménagé à la place des usines.

Alors on réveille la flamme de la « mémoire ouvrière » toujours vive à Longwy et on profite des « quarante ans » pour organiser une projection inédite du film. Le 12 juin dernier, la grande salle du Kinopolis Longwy est pleine. Plus de 300 personnes sont venues assister à la projection du film. Dans la salle, on trouve des têtes blanches, mais aussi des trentenaires et quelques adolescents. On est là pour se souvenir, retrouver un lieu, reconnaître un visage. Orienté par le point de vue « New Left » de Bingham et de la CFDT (attention portée aux conditions de travail, aux femmes, aux immigrés, au cadre de vie), le vieux discours militant du film est quelque peu décalé. La masse des ouvriers de Longwy solidement encadrée par la CGT et le PCF est étrangement absente. C'est peut-être la leçon politique contemporaine à tirer de cet événement nostalgique. Cela fait quarante ans à Longwy que l'on vit de la « mort des usines ». Louvrier ne fait plus peur à personne. Ce n'est ni un acteur économique, ni un acteur politique. Il est devenu une figure de la « culture populaire », celle que l'on célèbre lorsqu'elle n'est plus, et dont l'admiration est le produit de ce que l'historien Michel de Certeau appelait « la beauté du mort ».

Art contemporain

L'attitude zen

Certains n'ont pas vu *Nested* de Su-Mei Tse au Mudam ou n'y ont pas passé assez de temps. L'exposition monographique qu'avait programmée Enrico Lunghi, curatée par Christophe Gallois l'année dernière, était très grande et occupait tout le rez-de-chaussée. Ils peuvent se rattraper en allant voir *Walking and pausing...* à la galerie Nosbaum-Reding au Fëschmaart.

Les pièces de cette première présentation de Su-Mei Tse dans une galerie luxembourgeoise après la fermeture de BeaumontPublic ne sont pas des reprises (à quelques exceptions près), mais, dans la continuité de l'exposition muséale de 2017. Dans le bel espace de l'ancienne galerie Ceysson reprise par Alex Reding, les œuvres, parcimonieuses, respirent. On peut donc mettre en œuvre, tranquillement, une des expressions du titre *Walking and pausing...* que Su-Mei Tse a choisi – et se poser. La deuxième – marcher – vient en se déplaçant autour des trois rochers qui occupent le centre de l'espace.

Su-Mei Tse, faut-il le rappeler, moitié occidentale moitié orientale, nous invite à tourner autour de ces minéraux (repris de la tradition de méditation chinoise), disposés sur un socle (à l'occidentale). Ces « pierres trouvées » ont chacune une apparence différente. La première a une texture dense. Elle a été arrondie, polie par le vent et l'eau. La deuxième à la texture poreuse, a été creusée par les éléments naturels. La troisième, dont la base est sertie dans un socle de bois telle les pierres miniatures des sages orientaux, est un éclat de couches géologiques, soulevées par des chocs sismiques à la verticale.

Si on n'a pas vu *Nested* de Su-Mei Tse au Mudam, on peut se rattraper en allant voir *Walking and pausing...* à la galerie Nosbaum-Reding



Ces idéogrammes chinois (E, W, S, N) en néon datent de 2006

Le microcosme de l'espace d'exposition rejoint ici, via ces éclats de roche, la dimension macro de l'univers. L'exposition oscillant entre l'infini de l'azur (Sky, trois photos couleur du ciel prises à des intervalles très rapprochés et pourtant les nuages mouvants sont déjà dans des configurations différentes) et huit photographies noir et blanc de la croute terrestre figée (*Stonescape*).

Ces vues rendent vie à la matière inerte en faisant percevoir son organicité comme au microscope. Affluent des images mentales : microbes ou bactéries, radiographies de tumeurs, os de squelettes ? C'est la finitude de nos vies agitées (mais quel choix autre que d'avancer ?) qui donne à la méditation sa valeur aux quatre coins du monde et sous les latitudes des quatre points cardinaux.

Ces idéogrammes chinois (E, W, S, N) en néon, datent de 2006. Douze années plus tard, Su-Mei Tse poursuit son œuvre, dont les pièces s'assemblent comme les mots dans une phrase, les paragraphes formant un récit, édité sous la forme de l'ouvrage *Nested* (Sternberg Press, 30 euros), éponyme de l'exposition au Mudam, actuellement à l'Aargauer Kunsthaus, que l'on peut feuilleter ou acheter à la galerie Nosbaum-Reding.

Métaphoriquement, dans la pièce arrière de la galerie du Fëschmaart, Su-Mei Tse, qui vit à Berlin, tient l'image de l'Altes Museum dans sa main, dont la miniature inversée tient dans une boule de verre. Cette colonnade de pierre fait face à la répétitivité des fûts d'une forêt de bouleaux (*Golden Trees (Reminiscences)*), en collaboration avec Jean-Lou Majerus). L'inerte et le vivant, au rythme de sa musique, encore et toujours... Marianne Brausch

L'exposition *Walking and pausing...* de Su-Mei Tse, à la galerie NosbaumReding Gallery, dure encore jusqu'au 28 juillet chez Nosbaum-Reding, 2, rue Wiltheim à Luxembourg-ville. ; ouvert du mardi au samedi de 10 à 18 heures ; www.nosbaumreding

STIL

Vum Butteksmeedchen zur Place royale

josée hansen

En début de cette année, le service de partage de photos Instagram a créé un « wellbeing-team », raconte Veronika Wulf dans la *Süddeutsche Zeitung* (du 4 avril). L'objectif de cette *taskforce* n'est pas plus clair que ses modes de fonctionnement. Mais Instagram aurait constaté qu'au lieu de transmettre une ambiance positive grâce aux photos de repas, de couchers du soleil et de chats, les images de bonheur et de beauté que promeuvent beaucoup de ses utilisateurs augmenteraient les sentiments négatifs comme la jalousie ou la pression sociale. Les jeunes femmes surtout souffriraient de ne pas correspondre à cet idéal de beauté et de réussite, sombrant dans de graves dépressions. « Nous voulons à nouveau transformer notre *community* en un lieu sûr, un endroit où le gens se sentent à l'aise », y est citée Eva Chen, une des managers d'Instagram.

Après avoir longtemps collé à Facebook, réseau désuet s'il en est, certains politiques luxembourgeois (pas tous, loin de là) viennent de découvrir Twitter pour faire circuler et commenter des informations dures, et Instagram pour afficher leur bien-être et leur réussite. Corinne Cahen, présidente du DP, ministre de la Famille et de l'Intégration ainsi que de la Grande Région et, en premier lieu « maman » (selon son profil Instagram), fut la reine incontestée des politiques sur Facebook avant 2013 : elle y avait une rubrique quotidienne, presque journalistique, intitulée « Résumé vum Dag », dans laquelle elle commentait, regrettait ou moquait tels ou tels actualité ou fait de société – et provoquait beaucoup d'interaction. Elle était alors pour la première fois candidate à des élections législatives et entra immédiatement non seulement au parlement, mais même au gouvernement. Pourtant, jusque-là et durant douze ans, Corinne Cahen vendait des chaussures, dans le magasin traditionnel de sa famille, Chaussures Léon, avenue de la Liberté – parfois, pour la Braderie estivale, même avec l'aide de Xavier Bettel, alors encore simple élu local. Avant cela, elle fut journaliste, chez RTL, radio et télévision, d'abord comme correspondante parisienne, puis au Luxembourg, où elle présenta notamment l'émission monarchiste *Place Royale*.

Ce résumé de son CV est important pour la suite de ce troisième article de notre série sur la campagne électorale sur Instagram (après Claude Wiseler, CSV, et Franz Fayot, LSAP). Car sur Instagram, Corinne Cahen mêle toutes ses activités, toutes ses passions, avec un égal enthousiasme. Inscrite depuis novembre 2015 – première photo postée : les fleurs accrochées au portail de l'ambassade française au-dessus d'un « même pas peur », pour commémorer les morts des attentats à Paris –, mais peu active jusqu'au début de cette année, elle s'y adresse à un



Corinne Cahen engagée, aux côtés des monarques comme des gens du peuple, soigne son image de *girl next door*

bon millier d'abonnés seulement (contre 3 600 sur Twitter et plus de 4 400 sur Facebook). La différence entre toutes ces plateformes qu'elle utilise pour communiquer, c'est que sur Instagram, la vie de Corinne Cahen, c'est que du bonheur.

Du matin au soir, du lundi au dimanche, week-ends compris, elle est engagée pour l'avenir (*hashtag #webuildthefuture*). À 45 ans, elle est jeune et dynamique, sort avec les amis – enfin, surtout les amiEs (*#bff* comme *best friends forever*, et *#iloveyougirls*), adore ses deux filles (*#lovesofmylife*, *#bestkidsever* *#cutestgirls*) et assume ses responsabilités représentatives, avec le Premier ministre, son ami d'enfance Xavier Bettel (*#friends and #colleagues*, les légendes étant souvent accompagnées de cœurs bleus, fallait trouver), la bourgmestre Lydie Polfer ou des députés et collègues

libéraux, en campagne. Elle pose aussi avec les *royals*, comme si elle était dans *The purple rose of Cairo* de Woody Allen, où les personnages quittent l'écran pour se mêler à la vraie vie. La réussite sociale de Corinne Cahen, c'est aussi d'avoir rejoint les monarques, d'être assise à leur table pour les dîners institutionnels, d'être devenue leur égal après avoir travaillé à promouvoir leur légitimité. Le *Butteksmeedchen*, qui vendait des chaussures et qui, pour cela, comme dans la Bible ou les contes pour enfants, doit s'agenouiller pour chausser les clients, est devenue l'une des leurs – si ce n'est pas un *vrai* conte de fées !

Corinne sourit. Sur presque toutes les photos qu'elle publie sur Instagram. Elle sourit à toutes dents, la plupart des images sont d'ailleurs des *selfies*, que l'on reconnaît à cette habitude qu'ont



les sujets de tous se tasser dans un hypothétique centre de l'image afin de ne pas en être coupés. Elle a beaucoup d'autodérision quand elle se moque de sa petite taille – « Heck, yes, I'm short. God only lets things grow until they're perfect. Some of us didn't take as long as others », postait-elle en février 2016. Alors, parfois, elle triche sur les photos, mais elle le fait ironiquement et ne le cache pas, comme sur cette photo de groupe d'un voyage avec ses collègues du DP à Berlin, en avril de cette année, où ses voisins la soulèvent afin qu'elle ait la même taille (« faut bien grandir un peu »). Les réseaux sociaux sont aussi le règne de l'optimisation de soi. Donc qu'elle y pose aussi avec Serge Tonnar et Gast Waltzing, tous les deux en habit noir et nœud pap', lors du concert des Kings of music à la Philharmonie, et qu'elle se dise *#honoured*, n'est que dans la logique des choses.

L'endroit



À peine ouverte, la **Brasserie des Jardins** fait pratiquement salle comble tous les midis au 27b du boulevard Marcel Cahen à Merl. Le groupe propriétaire, qui exploite une dizaine d'autres établissements du même style en Belgique, avait une idée ingénieuse en implantant ce local dans le quartier de l'ancienne laiterie, lequel, à part un Cactus et le centre culturel portugais, ne propose presque pas de distractions ou de commerces. Mais le succès immédiat ne tient pas uniquement à son emplacement privilégié. Doté d'une très jolie et grande terrasse, l'intérieur du restaurant est, lui aussi, plutôt réussi. Si on s'est décidé pour une ambiance très classique, genre brasserie parisienne, son ambiance boisée aux sièges en métal et cuir, ainsi que sa cuisine ouverte, répandent une atmosphère cossue mais décontractée (photo : GD). Le personnel semble trié sur le volet, serveurs et maîtres d'hôtel provenant de maisons traditionnelles de la place. Ce n'est pas le genre d'endroit où le serveur part se renseigner en cuisine quand vous lui demandez quel est le plat du jour. À la carte, des croquettes de crevettes ou de fromage bien belges, de la cervelle de veau (rare dans nos restos), de la bouchée à la reine, des plats de bœuf et de poissons traditionnels. Avec des bons petits vins à des prix raisonnables en sus, il n'y a aucune raison que cette adresse ne fasse pas salle comble au quotidien. Sans doute se verra-t-on très vite obligé de réserver à l'avance. (facebook.com/brasserie-des-jardins) GD

L'action

C'est un endroit très classique, visité par les amis de la bonne cuisine provençale et même apprécié par la rédaction du *GaultMillau*. Or, 62 ans après son ouverture, de graves intempéries ont carrément dévasté l'intérieur du **Cigalon**, hôtel-restaurant de la famille Stoque au Mullerthal. Les images révélées à la télé et dans les quotidiens étaient estomaquantes. La tempête boueuse a emporté jusqu'au carrelage des cuisines, tout l'établissement étant devenu inexploitable. Dans cette immense perte, il était beau de voir l'élan de solidarité qui se dégageait de cette misère. Mais cette générosité ne suffit pas à rendre la maison à nouveau exploitable. Il reste, entre autres, des plâtres à éliminer et des papiers peints à gratter. Un groupe Facebook « Frënn vum Hôtel Cigalon » a été créé à cet effet, qui informe régulièrement sur le genre d'aide ponctuelle nécessaire. Reste aussi la précarité matérielle. Une action de cagnottes solidaires Leetchi a été mise en ligne à cet effet par Rita et Philippe Stocke. L'hôtel Cascades du Mullerthal a lui aussi connu de sérieux dommages et demande de l'aide. On ne peut qu'espérer un heureux retour aux choses normales, grâce à notre appui (lecigalon.lu ; photo : ASS) GD



Entre chien et loup

On appelle « entre chien et loup » le moment qui précède le crépuscule, l'heure de tous les dangers quand les contours des choses s'effacent et qu'on voit les loups garous sortir de leurs repaires et les feux follets s'allumer dans les sous-bois.

Dans son livre porté par un souffle narratif exceptionnel, l'historien Henri Wehenkel dresse le portrait de seize Luxembourgeois pris dans l'engrenage de la Collaboration –

grands bourgeois, ouvriers montés en grade, journalistes *völkisch*, cadres techniques ambitieux, artistes conformistes... L'auteur pénètre jusqu'aux niveaux des enjeux, des lieux de décision, des endroits où les chemins se séparent et où il faut choisir. Le livre donne à sentir ces choix dans toute leur urgence sans pour autant faire de jugement de valeur. Il s'agit, selon l'auteur, d'« éclairer les recoins obscurs de la société luxembourgeoise ».

Le livre de 304 pages richement illustré et qui se base sur une série d'articles du *Lëtzebuurger Land*, est disponible en librairie au prix de 29 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 48 57 57-32, courriel land@land.lu ou fax 49 63 09.



Offices



Residential



Retail & Services

UN PROMOTEUR À LA HAUTEUR DE VOS AMBITIONS

BESIX RED conçoit des projets immobiliers respectueux des besoins de ses clients tout en apportant des **solutions urbanistiques** et **architecturales innovantes** et **durables**.



www.besixred.lu
+352 29 51 29 info@besixred.lu